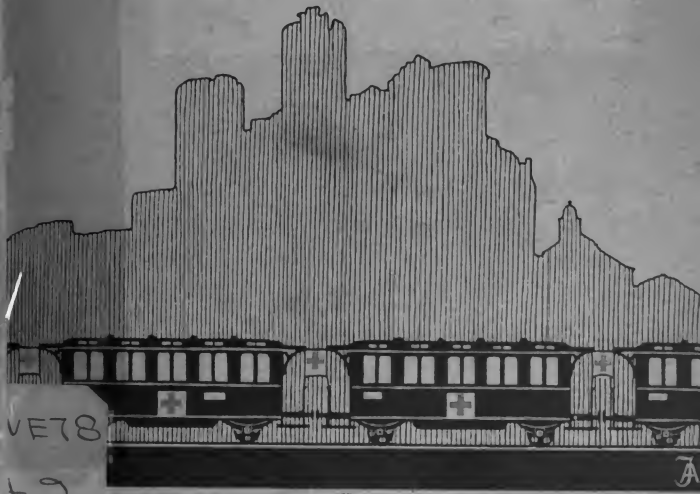
IHNE UND PERSYN

50 FAHRTEN
T DEM LAZARETTZUGE
ACH DER WESTFRONT

LIBRARY
OF
PRINCETON UNIVERSITY

50 Fahrten
mit dem Lazarettzug nach der Westfront



VE78
.A9

WE78
49
Library of
Princeton University

50 Fahrten mit dem Lazarettzuge nach der Westfront.

Von

Alfred Ihne und **Alexander Persyn.**

Zweite Auflage.

Darmstadt 1917.

Verlag des Hessischen Landesvereins vom Roten Kreuz
und des Alice-Frauenvereins.

Druck von Eduard Roether, Darmstadt.

Digitized by Google

Der Reinertrag ist für die Kriegswohlfahrts-
zwecke der beiden Vereine bestimmt.

Alle Rechte vorbehalten.
Copyright by
Verlag des Hessischen Landesvereins vom Roten Kreuz
und des Alice-Frauenvereins.

Digitized by Google

Ihrer Königlichen Hoheit
der Großherzogin Eleonore
von Hessen und bei Rhein

ehrfurchtsvollst gewidmet.

14094
.78
.49
SEP 30 1915
423224
Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Vorwort 3

Vorwort zur zweiten Auflage 4

1. Vorbereitungen 5

Bei der II. Armee

2. Die 1. und 2. Fahrt nach der Westfront . . 10

3. Unser Abstellort in Belgien 14

4. Im Etappenhauptort 21

5. Fort Matrieux und Fort Boussois 26

6. Eine Aushilfsfahrt 31

Bei der III. Armee

7. Die erste Champagnefahrt 35

8. Rethel 38

9. Das Schlachtfeld von Bertoncourt 41

10. Eine Vorfahrt nahe an die Front 45

11. In und um Sedan 50

Zwischenspiel

12. Dienstfrei und Urlaub. — Quartiere . . . 57

13. Zwischen zwei Fahrten. — Großes Reinemachen . 64

14. Gefangene im Zuge 71

15. Ein Morgenspaziergang an der Sambre . . . 75

Wieder bei der II. Armee

16. Unsere Arbeit an der Somme 79

17. Schicksal 83

18. Ein Brief nach Hause 87

19. Dicht hinter der Offensivfront 90

Schluß

20. Im Dienste des Roten Kreuzes 95

Rückblick 100

Digitized by Google

Vorwort.

Unser Lazarettzug kam Anfang Oktober 1916 kurz nach seiner 50. Fahrt spät abends an seinem Bestimmungsorte dicht hinter der Front an. Da keine Verwundete mehr eingeladen wurden, konnten wir vor der bevorstehenden, anstrengenden Fahrt den Rest des Abends ruhig verbringen. Wir setzten uns zusammen, spielten eine Partie Schach und nahmen dann eins der neuesten Kriegsbücher zur Hand. Während des Vorlesens kam uns beiden fast gleichzeitig der Gedanke, daß sich eine Schilderung der Fahrten und der Tätigkeit eines Lazarettzuges wohl ebenfalls zum Gegenstand eines Kriegsbuches eigne. Die 50. Fahrt schien uns als vorläufiger Abschluß recht passend. Soweit es Zeit und Kraft erlaubten, gingen wir alsbald in gemeinsamem Schaffen ans Werk, und so entstand das vorliegende Büchlein. Fast über jeden der Aufsätze haben wir eingehend miteinander gesprochen; bei der Ausarbeitung der einzelnen war bald der eine, bald der andere von uns etwas mehr beteiligt, je nachdem er dem betreffenden Stoff näher stand.

Auch für unsere Arbeit gelten die Worte von P. A. Pöllmann (Die Stunde des Mitleids, München, Jos. C. Hubers Verlag, 1915): „Es ist kein Vergnügen, auf dem beengten Raume eines beweglichen Lazaretts Gedanken zu suchen und zu Papier zu bringen. Die durcheinanderwirbelnden Stimmungen der Fahrten auf fremdem Kampfgebiet verhindern eine klare Krystallisation. Die Schrift verzittert beim Stoßen der Puffer.“ Daher bitten wir, nicht zu große Ansprüche an Form und Inhalt machen zu wollen. Die letzte glättende Hand konnten wir an die meisten Aufsätze

Digitized by Google

nicht legen; dem unterzog sich bereitwilligst Herr Professor Dr. E. Ihne in Darmstadt, wir sprechen ihm für seine Mitarbeit unseren herzlichen Dank aus.

Möge unser Büchlein freundliche Aufnahme finden, ganz besonders bei denen, die unmittelbar oder mittelbar mit einem Lazarettzug in Beziehung gestanden haben.

A. Ihne — Pfleger und Apotheker
A. Persyn — Pfleger
im Vereins-Lazarettzug O 3 „Großherzogin von Hessen".
Ende November 1916.

Zur zweiten Auflage.

Trotz der großen Zahl anderer Kriegsbücher hat unser kleines Buch, das im April 1917 erschien, rasch viele Freunde gefunden, und eine zweite Auflage ist erforderlich. Sie zeigt gegen die erste keine Veränderung. Unser Lazarettzug hat mittlerweile 20 weitere Fahrten zurückgelegt, und manche Verhältnisse haben sich geändert. So ist auch die Reihe der Kameraden, mit denen man seine Tätigkeit begonnen hatte, und die die Mehrzahl der ersten 50 Fahrten mitgemacht haben, allmählich immer lichter geworden; militärische Gründe verschiedener Art gaben ihnen andere Verwendung. Auch A. Persyn hat vor einiger Zeit den Zug verlassen.

A. Ihne.

Ende Juni 1917.

Die Bilder sind aufgenommen von A. Ihne, er hat auch die Umschlagdecke und das Uebersichtskärtchen entworfen.

Digitized by Google

I. Vorbereitungen.

Eine der wichtigsten Aufgaben des Roten Kreuzes ist die schnelle und möglichst schonende Beförderung der Verwundeten und Kranken aus den Feld- oder Etappenlazaretten in die heimatlichen Lazarette. Diesem Zweck dienen die Lazarettzüge. Dem in anderen Bundesstaaten gegebenen Beispiel folgend, ging auch im Großherzogtum Hessen das Rote Kreuz (Landesverein und Alice-Frauenverein) auf Anregung des damaligen Vorsitzenden seiner Krankenbeförderungs-Abteilung, des Herrn Staatsrats Dr. Kratz, an die Ausrüstung eines solchen Zuges und stellte am 1. Dezember 1914 den ersten hessischen Vereins-Lazarettzug (T 1) in Dienst. Nicht lange danach konnte das hessische Oberkonsistorium (Präsident D. Nebel) in Verbindung mit dem Verband der evangelisch-kirchlichen Frauenvereine im Großherzogtum Hessen auf Grund von Sammlungen in allen evangelischen Gemeinden des Landes dem Roten Kreuz die Mittel zur Ausrüstung eines zweiten Lazarettzuges übergeben. Die nötigen geldlichen Vorbedingungen waren somit dank der großen Opferwilligkeit der Gemeinden erstaunlich schnell erledigt, und schon bald war man in der Lage, an die Zusammenstellung der von der Eisenbahndirektion Mainz gelieferten Wagen und deren Umbau und innere Ausgestaltung zu gehen. Dies besorgte, ebenso wie bei dem ersten Vereinslazarettzuge, die Hauptwerkstätte I Darmstadt, unter der Leitung des Herrn Betriebsingenieurs Klopfer, und sie setzte eine Ehre darein, alles bis in jede Einzelheit möglichst vollkommen herzurichten. Die Ausstattung der Räume mit Krankenbahren, Möbeln, Geschirr, Vorräten und Nahrungsmitteln übernahm die Krankenbeförderungs-Abteilung des Roten Kreuzes, die eine Anzahl besonderer Ausschüsse gebildet hatte; die

Digitized by Google

Wäsche beschaffte der Verband evangelisch-kirchlicher Frauenvereine.

Das war eine Fülle von Arbeit. Wie die 38 Wagen im einzelnen eingerichtet sind, soll hier nicht beschrieben werden, da vorausgesetzt werden kann, daß dies genugsam bekannt ist, sei es durch den Augenschein, sei es durch Zeitungen oder Zeitschriften. Man findet näheres auch in dem Schriftchen von Herrn Geh. Oberkonsistorialrat Dr. Bernbeck „Der Lazarettzug O 3 ‚Großherzogin von Hessen", Sonderdruck aus dem Hessischen Evangelischen Sonntagsblatt 1915. Gesagt sei nur folgendes: Der Zug ist ganz als Durchgangszug zusammengesetzt, d. h. man kann von vorn bis hinten durch die Wagen ununterbrochen hindurchgehen. Er besteht aus 25 Krankenwagen (zu 12 oder 10 oder 8 Bahren-Betten und den Behältern für Wäsche, Geschirr usw.; jede Bahre kann leicht herausgenommen und als Tragbahre verwendet werden), 2 Wagen für Aerzte und Schwestern, 1 Wagen mit Verbandraum und Apotheke, 3 Mannschaftswagen, 1 Küchenwagen, 1 Vorratswagen, 1 Magazinwagen, 1 Gepäckwagen, 1 bedeckter Güterwagen für die Wäsche, 2 Heizkesselwagen. An allen Wagen ist beiderseits das rote Kreuz in weißem Feld aufgemalt. Anfangs war, wie bei den anderen Lazarettzügen, das Dach jedes Wagens weiß gestrichen und trug ein großes rotes Kreuz. Es zeigte sich aber bald, daß die feindlichen Flieger dieses Zeichen mißachteten und gerade auf die hierdurch leicht kenntlichen Lazarettzüge Bomben abwarfen; daher wurden nach einiger Zeit die Dächer grau gestrichen.

Einige Einrichtungen, durch die sich unser Zug von anderen unterscheidet, und zwar vorteilhaft, mögen erwähnt werden. So hat er (ebenso der erste hessische Vereins-Lazarettzug T 1; bei anderen Lazarettzügen habe ich bis jetzt diese Sache nicht gesehen) zwischen je zwei Wagen ein die beiden Dächer verbindendes und noch seitlich bis zum Geländer herabreichendes Zelttuch, das sich als Schutz gegen Wind, Ruß, Regen und Schnee sehr gut bewährt hat. Ferner besitzt der O 3 eine eigenartige Sicherheitseinrichtung zwischen den Wagen. Während bei den ersten Fahrten

Digitized by Google

nur eine lose angehängte Kette als einziger Schutz gegen das Herunterfallen beim Ueberschreiten der Plattform zwischen zwei Wagen vorhanden war, bekam er später ein von unserem Chefarzt Oberstabsarzt Dr. Maurer ersonnenes, äußerst praktisches und dabei einfaches Gestrebe aus Eisenstangen; namentlich bei Glatteis war diese Neuerung von sehr großem Wert. Weiterhin muß die glänzende Ausstattung des Verbandraumes und der Apotheke hervorgehoben werden. In dem ersten befindet sich u. a. ein großer Schrank mit den zahlreichen Instrumenten, ein Operationstisch, ein großer Sterilisationsapparat, Apparate zum Auskochen der Instrumente, zur Erwärmung physiologischer Kochsalzlösung. In der Apotheke (um die sich Herr Geh. Obermedizinalrat Prof. Dr. Heyl besonders verdient gemacht hatte) bergen drei Schränke den wohl ausgewählten reichen Arzneimittelvorrat, zunftmäßig geschieden in Indifferente, Separanda, Venena; ein vierter großer Schrank enthält die Verbandstoffe. Noch an mancher anderen Stelle, z. B. auf einem Brett an der Wand oder unter der Decke oder unter einem der kleineren Schränke stehen Flaschen, die sehr häufig gebrauchte Mittel enthalten. Es fehlt nicht in der Mitte ein kleiner Rezeptiertisch mit Präzisionswage und ein kleiner an der Wand angebrachter Schreibtisch. Verbandraum und Apotheke haben Waschbecken mit fließendem Wasser.

Die Arbeiten schritten dank vieler unermüdlich schaffender Hände derart schnell vorwärts, daß der Zug in kaum zwei Monaten fertig war. Die Mannschaft konnte eingerufen werden, und vorschriftsmäßig ausgerüstet meldeten sich am 1. Februar 1915 die 27 freiwilligen Krankenpfleger, amtlich Pfleger genannt, auf dem Fürstensteig des Hauptbahnhofes bei ihrem Zugführer. Sie waren ungleich nach Alter und Beruf. Neben dem Schneider, Schuster, Schlosser, Koch stand der Landwirt, Kaufmann, Beamte, Student; alle haben sich bald aneinander gewöhnt. Das Haupt des Zuges ist der Chefarzt, außer ihm sind zwei*) weitere Aerzte, die

*) Nach neuer Verordnung ist seit Ende 1916 nur ein Hilfsarzt auf den Lazarettzügen tätig.

Digitized by Google

Hilfsärzte, vorhanden. Ferner gehören zum ständigen Personal vier Schwestern, ein Rechnungsführer, ein Zugführer (Führer der Sanitätsmannschaft), ein Wagenmeister und ein bis vier Heizer. Anfänglich hatte der Zug auch einen militärischen Transportführer (Rittmeister d. L.), dieser Posten wurde aber später, nach der 12. Fahrt, aufgehoben. Im Laufe der Zeit fand mehrfach ein Wechsel statt, bei der Mannschaft hauptsächlich deshalb, weil die Kriegsverwendungsfähigen allmählich alle vom Zug wegkamen und durch neue Kräfte ersetzt wurden. Nach der 7. Fahrt schied der leitende Arzt aus, um in seine Zivildienststellung zurückzukehren, wo er nicht länger entbehrt werden konnte. Sein Nachfolger wurde Sanitätsrat Dr. Maurer, der bereits an der 1. Fahrt als Hilfsarzt teilgenommen hatte. Alle 50 Fahrten haben mitgemacht der erste Hilfsarzt*), der Rechnungsführer und 11 Pfleger, 49 Fahrten ein weiterer Pfleger und die Oberschwester.

Etliche Tage gab es bei der Einrichtung der Wagen genügend Beschäftigung. Am 7. Februar wurde der Zug durch den Vorsitzenden des Hessischen Roten Kreuzes, Generalleutnant z. D. Korwan, Exz., der Militärbehörde (Linienkommandantur) übergeben und von Ihrer Königlichen Hoheit der Großherzogin besichtigt. In den nächsten drei Tagen war den Bewohnern Darmstadts und des Landes Gelegenheit geboten, den Zug zu besehen. Die durch den schier $^1/_2$ Kilometer langen Zug wandernden Besucher sind voll des Lobes über die Ausnützung des Raumes, die freundlichen hellen Farben, die weiße Wäsche der Bettbahren, die schmucke Küche, und sie verlassen die nicht endenwollende Wagenreihe mit dem erhebenden und beruhigenden Eindruck, daß mit Sorgfalt und Liebe alles versucht worden ist, den Leidenden möglichst viel Bequemlichkeit und Annehmlichkeit auf der Fahrt bereiten zu können.

Die bald darauf angesetzte Probefahrt wurde durch das Ausbleiben der beiden Heizkesselwagen, die aus einem

*) Leider raffte diesen, Herrn Dr. Schaub, ein plötzlicher Tod (Unglücksfall) auf der 56. Fahrt aus seiner segensreichen Tätigkeit dahin.

Digitized by Google

anderen Eisenbahndirektionsbezirk kamen, etwas verzögert und konnte erst am 25. Februar erfolgen. Sie ging in den Odenwald, das Mümlingtal aufwärts bis Hetzbach. Ueberall begrüßte die sehr zahlreich herbeigeeilte Bevölkerung den Zug mit freudigem Jubel. Da sich die Fahrt über den ganzen Nachmittag bis zum Abend ausdehnte, so bekam auch die Küche Gelegenheit, in Tätigkeit zu treten und die Teilnehmer mit einem guten Kaffee zu erquicken.

Die Probefahrt entsprach durchaus den Anforderungen, der Zug konnte fahrbereit erklärt werden.

Allen den vielen Männern und Frauen, die an seinem Zustandekommen und an seiner Ausrüstung mitgewirkt haben, gebührt aufrichtiger, herzlicher Dank.

Digitized by Google

2. Die erste und zweite Fahrt zur Westfront.

Am 27. Februar 1915 trat der zweite hessische Vereinslazarettzug O 3 „Großherzogin von Hessen" nachmittags 1¹⁵ Uhr seine erste Fahrt in Feindesland an; er war der zweiten Armee im Westen zugeteilt.

Ueber das Psalmwort: „Mit Gott wollen wir Taten tun" hielt der zu den Pflegern gehörende Geistliche auf dem Bahnsteig eine kurze Ansprache an das Zugpersonal und an die, welche sich zum Abschied auf dem Bahnsteig eingefunden hatten, darunter auch Ihre Königliche Hoheit die Großherzogin. Sie schloß mit Gebet und Segen; kurzes Abschiednehmen; der Zug setzte sich in Bewegung und war bald den Blicken der Zurückbleibenden entschwunden.

Die Fahrt zog sich bis Köln längs des Rheins, dann über Düren, Aachen nach der Grenzstation Herbesthal. Schon der erste belgische Bahnhof Welkenraedt zeigte uns durch seine zusammengeschossenen und verbrannten Häuser daß wir uns im besetzten Gebiet befanden; ebenso bei der Weiterfahrt die den Bahnschutz ausübenden Landsturmleute. Ihren Wachtlokalen hatten sie oft recht merkwürdige Namen gegeben, wie „Neu-Warmbrunn" (Uebersetzung von Chaudfontaine), „Engelsburg" usw. Von ihrem Humor zeugten die vielen Strohpuppen, Franzosen, Engländer darstellend, oder auch die Aufschrift: „Vorsicht, hier wohnen bayerische Löwen". Fast an jedem schwarz-weiß-roten oder in den Farben des betreffenden Bundesstaates gestrichenen Schilderhäuschen las man: „Bitte um Zeitungen, wenn auch schon älter". Eigenartig berührte uns der Gegensatz zwischen der uns freundlich zuwinkenden deutschen Bevölkerung und der mit kühlem, hämischem Blick unserem Zug nachschauenden, säumigen belgischen Bevölkerung.

Digitized by Google

Ueber Lüttich ging es der Maas entlang weiter über Huy, Namur, nach Charleroi. Die Gegend ist ein richtiges „schwarzes Land". Hochöfen, Stahl- und Walzwerke, Eisengießereien, Zinkwerke und große Schutthalden verleihen der ganzen Landschaft ein besonderes Gepräge, beeinträchtigen aber die malerischen Naturschönheiten, besonders zwischen Lüttich und Namur. Auf manchen Teilen der Strecke sah man wenig von den Spuren des Krieges, auf manchen viel. Sehr stark mitgenommen waren z. B. Andenne und Tamines, wo sich August 1914 erbitterte Franktireurkämpfe abgespielt haben. Schon von Lüttich an fand man die ersten bombensicheren Unterstände gegen Fliegerangriffe; ihre Zahl nahm, je weiter wir uns der Front näherten, beträchtlich zu. Auch die Gerippe der von den Belgiern losgelassenen sogenannten „wilden Züge" lagen noch rechts und links des Bahndammes. Wir gelangten in das Herz des belgischen Industriegebiets, nach Charleroi, einer Stadt, die wir später noch recht häufig berührt haben. Dann, bei Jeumont, überfuhren wir die belgisch-französische Grenze. Nun boten sich uns immer offensichtlicher die Spuren der 1914 eiligst vollzogenen Flucht der Franzosen und Belgier dar: zerstörte Häuser in großer Zahl, zerschossene Windmühlen, verbrannte Eisenbahnwagen, zerbrochene Autos, deren Räder zum Himmel ragen, in der Sambre versenkte Schiffe. Auch sah man vieles, was die Feinde vernichtet hatten, teils um den Vormarsch der Deutschen zu stören, teils um nichts unversehrt ihnen zu überlassen, z. B. Riesenstrecken abgeholzter Wälder, durchstochene Dämme, überschwemmte Gebiete, gesprengte Eisenbahnbrücken, aufgerissene Straßen usw. Die Fahrt ging an sorgsam bebauten Feldern vorbei über le Chateau, Busigny, nach dem Haupt-Etappenort St. Quentin. Noch weit mehr als in Belgien wurden die Zuginsassen von der Jugend belästigt. Immer wieder hörte man ihre bittenden Worte: Monsieur, une Pennik, Tabak, une Zigarette, Brot, Schokolad! usw. Am eindringlichsten nach Tabak und Zigaretten verlangten Mädchen von 6—18 Jahren!

Nach einigen Haltetagen in St. Quentin beginnt mit-

Digitized by Google

tags das Einladen des hier verbliebenen Teiles des Zuges, zwei andere Teile holen ihre Verwundeten aus weiter frontwärts gelegenen Lazaretten. Aus den Kriegslazaretten und den anderen Lazaretten kommt Auto auf Auto herangefahren, um die meist Schwerverwundeten und -Kranken unserem Zug zu übergeben. Das Umladen der Patienten aus den Autos in die Wagen des Lazarettzuges besorgt das in St. Quentin stationierte Sanitätspersonal. Durch die Pfleger des Zuges, deren sich in jedem Wagen einer befindet, werden die Verwundeten entkleidet und gebettet. Geht das Laden ohne weitere Störung vonstatten, so ist es beim Beladen des ganzen Zuges an ein und demselben Orte meistens in 2—3 Stunden erledigt. Eine Verzögerung kann herbeigeführt werden durch feindliche Flieger, die bedauerlicherweise schon öfters das Rote Kreuz nicht geachtet haben. Während des Einladens ist daher vor dem Zug ständig eine Lokomotive, um diesen gegebenenfalls auf eine freie Strecke ziehen zu können. Die Verwundeten sind von Herzen dankbar, auf den bequemen Krankenbahren unseres Zuges so gut gebettet liegen zu können; gar manche haben wochenlang keine so angenehme Ruhestätte gehabt. Nach dem Eintreffen der vorgefahrenen Zugteile erfolgt gegen Abend für den ganzen Zug die Rückfahrt nach Deutschland. Nur das Liniengebiet ist bekannt (diesmal Frankfurt a. M.), nicht aber der Ort oder die Orte, wo ausgeladen wird. Dies wird erst beim Eintritt in das zum Ausladen bestimmte Liniengebiet bekannt gegeben. Ueber die mancherlei Arten von Arbeit, die der freiwillige Krankenpfleger auf der Rückfahrt des mit Verwundeten voll beladenen Zuges zu tun hat, soll später (vergl. Aufsatz 20) berichtet werden.

Dies Ausladen geschah in mehreren Orten des Lahntales, in Ems, Nassau, Weilburg. Dann wurde der Zug in Frankfurt a. M. abgestellt, blieb hier einige Tage und unternahm bald seine zweite Fahrt. Sie verlief ähnlich wie die erste. Diesmal begleitete den Zug Ihre Königliche Hoheit die Großherzogin von Hessen. Unter dem Namen Marie war sie inkognito als Schwester eingetreten und unter-

Digitized by Google

Im Krankenwagen bei der Vollfahrt

Küche im O3

Digitized by Google

zog sich allen in Frage kommenden Arbeiten. Sie schaffte mit am Zurechtschneiden und -legen der Verbände, sie beteiligte sich beim Sterilisieren, sie legte Verbände an und hatte für jeden Verwundeten und Kranken ein freundliches Wort. Manche erkannten sie trotz der Schwesterntracht, bei vielen war es nicht der Fall. Auch die mehr häusliche Tätigkeit übte Schwester Marie aus. Sie holte sich ihr Essen aus der Küche, spülte ihr Geschirr, klopfte ihre Decken, kehrte ihre Kabine aus. Viele Liebesgaben wurden unterwegs von ihr ausgeteilt, Strümpfe, Handschuhe, Leibbinden, Zigarren, Tabak, Pfeifen, Hosenträger, Briefpapier, Bleistifte, Taschenlampen, Bücher, Apfelsinen usw. Einen Teil bekamen die den Bahnschutz versehenden Landsturmleute an den Haltepunkten des Zuges, einen Teil die Verwundeten, einen Teil hessische Soldaten, die in der Nähe von St. Quentin standen. Hierhin gelangte die hohe Frau gemeinsam mit ihrem damals bei seinen Truppen weilenden Gemahl, der sie im Auto abholte.

Die Rückfahrt endete in Wiesbaden. Hier verließ uns Schwester Marie. Wir hatten alle den Eindruck, daß sie selbst hoch befriedigt war, sich einmal derart praktisch in den Dienst des Roten Kreuzes gestellt zu haben.

Digitized by Google

3. Unser Abstellort in Belgien.

Nach mehreren dicht aufeinanderfolgenden, anstrengenden Fahrten fuhren wir wieder einmal mit unserem leeren Lazarettzuge in den von uns so lieb gewonnenen Abstellort Marchienne in Belgien ein. Gerade als sei es erst gestern gewesen, so frisch ist mir noch der enttäuschende Eindruck, den mir dieser Ort bei unserem ersten Ankommen, Anfang März 1915, hinterließ. Sieht es schon auf Güterbahnhöfen an sich nicht sauber aus, so ist doch hier der ganze Boden über und über mit Kohlenstaub bedeckt, der sich bei Regen zu einem entsetzlichen, an die Schuhe sehr anhänglichen Schlamm verwandelt. Indessen hat man auch dieses Fleckchen Erde schätzen gelernt, allerdings erst durch eingehende Wanderungen in die nähere und weitere Umgebung während einiger Ruhetage.

Marchienne, ein Vorort von Charleroi, ist nur zum kleinen Teil zerstört. Das rege Geschäftsleben geht seinen Gang wie in Friedenszeiten. In der Mitte des Städtchens erhebt sich, von Anlagen umgeben, das in neuzeitlich belgischer Backsteinbauart errichtete Rathaus mit Turm. Dahinter zieht sich ein mit schönen, uralten Bäumen geschmückter Park eines belgischen Barons hin. Der Park umschließt das Schloß, das seinen Herrn auch jetzt noch birgt; mit ihm zusammen bewohnt es der deutsche Platzkommandant. Die Häuschen der Stadt sind klein, meist einstöckig, sehr sauber gehalten. Eine Eigenart der Bewohner ist es, in einem ihrer Fenster, meistens in dem größten, zwischen kunstvoll aufgehängten Vorhängen Majolikavasen verschiedenster Art aufzustellen. Manche Bürger entwickeln hierbei einen guten gediegenen Geschmack und verschwenden viel Geld an diese Liebhaberei.

Digitized by Google

Mit Charleroi sind die Vororte durch stark benutzte elektrische Bahnen verbunden. Wir sind hier im Herzen des „schwarzen Landes". Eisenhütte neben Kohlenzechen, Schornstein neben Schornstein, Schlot an Schlot, Fördertürme neben Schutthalden — über allem ein Schleier dichten Rauches. Das ewige Lied rastloser Arbeit ertönt überall. An den Krieg erinnern nur noch zum Teil schon aufgeräumte Häuserruinen. Die Stadt selber steht ganz im Zeichen wirtschaftlichen Aufschwunges. Kaum ein Werk gibt es, das nicht wieder in vollem Umfange seine Arbeit aufgenommen hat. Während im Anfang der Besetzung die Bevölkerung mit der Not zu kämpfen hatte, so änderte sich das bald. Dem tatkräftigen Eingreifen der Militärbehörden in das wirtschaftliche Leben gelang es, in verhältnismäßig kurzer Zeit wieder die alte Ordnung einzuführen. Dadurch verschwanden auch immer mehr die Tausende von Arbeitslosen, die man überall herumlungern sehen konnte. Gewöhnlich, auf dem Kopf das für Belgien charakteristische Käppi, die Hände tief in den Hosentaschen, an den Füßen die Holzschuhe, im Mundwinkel die kurze Pfeife, alle Augenblicke ausspuckend, sitzen oder hocken sie von morgens bis abends mit emporgezogenen Knien auf dem Straßenpflaster mit dem Rücken gegen eine Hauswand gelehnt — ein sich auch in anderen belgischen Städtchen oft wiederholendes Straßenbild. In den Geschäften wird man fast ausschließlich von der Frau bedient, während sich der Ehemann irgendwo herumdrückt. Die einzige „Nebenbeschäftigung" der Männer ist Angeln in der Sambre. Die Jugend hat meist etwas Geschäftssinn. Sobald man aus einer Elektrischen steigt, ist man im Nu von einer Schar halbwüchsiger Burschen und Mädchen umdrängt, die sich als Zeitungs-, Postkarten-, Wichse-, Schuhriemen- und Streichholzverkäufer vorstellen. Laut schreiend und gestikulierend versuchen sie einem ihre Sachen möglichst unter die Nase zu halten. Dabei verlangen sie einen ziemlich hohen Preis, den sie aber nach kurzem Handeln bis auf die Hälfte herunter setzen. Besonders viel werden von Deutschen zwei Postkartenheftchen von Charleroi gekauft, von den Ver-

Digitized by Google

käufern angeboten als: „Charleroi kaputt“ und „Charleroi nix kaputt“. Im Mittelpunkt der Stadt ist ein Hauptgeschäftsviertel völlig zusammengeschossen worden. Hier und dann namentlich auch in der Vorstadt Couillet-Montigny haben sich erbitterte Straßenkämpfe abgespielt. Von den meisten Häusern ragen nur noch die kahlen Mauern aus den Schutthaufen empor. An manchen Fensterrahmen kann man deutlich die Spuren aufgeschlagener Infanteriegeschosse sehen, ein Zeichen, daß irgend ein Feind von diesem Fenster aus auf deutsche Truppen gefeuert hat. Aus den Trümmern lugen manchmal noch einzelne Hausgeräte heraus, wie eiserne Bettgestelle, Kücheneinrichtungen. Auch eine kleine Kirche bekam die Granaten zu spüren, ebenso das Haus der Gesandtschaft eines kleinen amerikanischen Staates. Als wir zum erstenmal hierher kamen, las man auf vielen Haustüren noch deutsche Kreideaufschriften wie: „Hier wohnen gute Leute, die uns alles gaben, was wir brauchten. Inf.-Reg. 84.“ „Fabrik ist zu schonen, sämtliche Maschinen werden für das Rote Kreuz gebraucht.“

In den Schaufenstern der Läden sind überall Bilder von dem Könige und seiner Familie zu erblicken. In allen möglichen Stellungen wird er dargestellt, meist als gewöhnlicher belgischer Infanterist vom 9. Regiment, der mit drohender Gebärde Wache hält. Die Unterschrift lautet: „On ne se rend pas (Man ergibt sich nicht)!!“ Ein anderes viel verkauftes Bild stellt im Hintergrund Brüssel dar. Vorne sieht man nur ein Auto, auf dem die Jahreszahl 1914 steht, aus der Stadt herausfahrend, während von entgegengesetzter Richtung ein geschmücktes Auto heranfährt mit der Zahl 1915. Die Insassen sind der belgische König und seine Familie. Betitelt ist dies Bild: „Notre plus cher espoir (Unser teuerste Hoffnung)!“ Das Tragen der belgischen Nationalfarben wurde derart übertrieben, daß es schließlich verboten werden mußte. Auch die Marseillaise durfte noch lange nach der Besetzung gesungen werden, und mehr als einmal hörten wir ihre Klänge. Was jedem Neuankömmling auffällt, ist das gute Pferdematerial, das man in den Straßen zu sehen bekommt. In den

Digitized by Google

Vororten herrscht dagegen meist das Esels- oder Hundegespann vor. Ein für uns Deutsche ungewohntes Bild bieten schwerfällige, dreirädrige Lastwagen, bei denen das vordere Rad bedeutend kleiner als die beiden hinteren ist. Dieses eigenartige Fuhrwerk dient hauptsächlich zum Kohlentransport.

Stundenlang kann man durch die Straßen Charlerois mit seinen Vororten gehen. An vielen Stellen begegnet man dann öfters den Maueranschlägen des General-Gouverneurs aus Brüssel; z. T. noch aus der Zeit v. d. Goltz' stammend. Meist sind diese Bekanntmachungen in drei Sprachen geschrieben: Deutsch, Französisch, Vlämisch. Manche sind ganz interessant zu lesen und werfen gerade kein günstiges Licht auf die Bevölkerung. Fortwährend laufen Klagen ein über Zerstörungen von Eisenbahnstrecken, Telegraphenleitungen, u. dergl. mehr. Mehrere Fälle werden mit näherer Ortsbezeichnung angegeben. Schließlich kommt das strenge Kriegsrecht in Anwendung. „Jede Person, die in der Nähe von zerstörten Eisenbahn- und Telegraphenlinien angetroffen wird und als verdächtig erscheint, wird standrechtlich erschossen." Das Radfahren wird für längere Zeit gänzlich untersagt und dann später nur gegen eine Gebühr von 10 Mk. gestattet.

Bei unseren Spaziergängen durch die nähere Umgebung trafen wir viele Gräber deutscher, belgischer und französischer Soldaten. In Marchienne lag unmittelbar neben der Mauer eines vornehmen Hauses ein merkwürdigerweise mit Chlorkalk übergossenes Grab mit schwarzem Holzkreuz ohne Inschrift. Es war offenbar ein Franktireur-Grab. An der Mauer sah man noch deutlich die Spuren der Erschießung, die durch den Körper hindurch gegangenen Kugeln waren an der Wand abgeprallt. Als wir einen vorübergehenden Bürger über die näheren Umstände dieses Grabes fragten, antwortete er giftig: „Dieser Herr war der Besitzer der Villa und niemals ein Franktireur, er war vollständig unschuldig, deutsche Soldaten haben ihn erschossen." Natürlich!! Bei einem anderen Gang standen wir plötzlich in einem wildverwachsenen Gestrüpp einem einsamen

Digitized by Google

Kriegergrab gegenüber. Wie uns die Landstürmer nachher erzählten, ruht hier ein Feldwebel, dessen Leiche man erst im Februar 1915 gefunden hat. Bis zu dieser Zeit war er als vermißt gemeldet. — Oestlich von Charleroi auf einer Höhe bei Montigny erhebt sich das 1916 fertig gestellte deutsche Kriegerdenkmal. Es ist ein kräftig-gedrungener Säulenaufbau und erinnert sehr an die bekannten Bismarcksäulen. Auch wegen der schönen Aussicht auf Charleroi und seine Vororte wird der Platz oft besucht.

Auch Wanderungen in die weitere Umgebung wurden öfters unternommen. Am beliebtesten waren die Abtei von Aulne und das Schlachtfeld von Gozée.

Die Abtei oder das Kloster von Aulne (l'Abbaye d'Aulne) sind ausgedehnte, äußerst malerische Ruinen einer stromaufwärts von Marchienne an der Sambre liegenden, ehemaligen Abtei, die ihren Ursprung als Benediktinergründung mehr oder weniger historisch sicher bis ins 7. Jahrhundert zurückleitet, deren wirkliche Geschichte als Zisterzienserabtei im 12. Jahrhundert beginnt. Sie hat sehr wechselvolle Zeiten gesehen, ihre höchste Blüte im 13. Jahrhundert erlebt und ist durch die Stürme der Revolution gegen Ende des 18. Jahrhunderts endgültig in Trümmer gesunken. Natürlich sind die zahlreichen Bauwerke, namentlich die weitläufigen eigentlichen Klostergebäude, die große Abteikirche, die verschiedenen daran gebauten Kapellen u. a. m. nicht einheitlich. Romanisch, Gotisch, Renaissance, Barock ist vertreten, jedes reizvoll und schön. Manche Reste haben sich gut erhalten und sind überaus sehenswert. Wir waren mehrfach dort und haben immer etwas Neues gefunden. Seit 1859 ist ein Teil der Baulichkeiten zu einem Altersheim für Greise (hospice pour vieillards) eingerichtet, das sich großer Beliebtheit erfreut. Das Kloster hat auch weitverzweigte, unterirdische Gänge, in die man hinabsteigen kann. Sie münden auf einer Seite in ein katakombenartiges Gewölbe mit Ueberresten menschlicher Skelette, ein anderes Ende führt zu einem Schacht, auf dessen Grund Wasser rauscht, das zur Sambre fließt.

Digitized by Google

Wenn diese unterirdischen Gänge erzählen könnten? — Die Abtei ist von Marchienne etwa anderthalb Stunden entfernt.

Zum Schlachtfeld von Gozée fuhren wir gewöhnlich mit einer Dampfbahn, die denselben Weg benutzt, wie die 1914 sich fluchtartig zurückziehenden Belgier und Franzosen. Infolgedessen liegt rechts und links von der Landstraße ein Grab neben dem anderen, auch mehrere zusammengeschossene Häuser ragen als stumme Zeugen jener kriegerischen Zeit empor. Im Mittelpunkt des kleinen Dorfes Gozée steht die von Hausruinen eingerahmte Kirche. Auf dem angrenzenden Friedhof ruhen mehrere Kämpfer. Man sieht u. a. ein Grab mit 6 deutschen Offizieren, ein anderes Grab mit großem Kreuz, dieses trägt die Aufschrift: „Hier ruhen tapfere Soldaten der deutschen und französischen Armee, die hier für ihr Vaterland am 23. August 1914 bluteten und den Heldentod starben. Im Tode treu vereint!" Auch der Prinz von Schaumburg-Lippe lag auf diesem Kirchhof, bis seine Ueberführung nach Deutschland stattfand. Um zum Schlachtfeld selbst zu gelangen, braucht man nicht weit zu gehen. Unmittelbar am Ausgang des Dorfes zieht sich ein langer Schützengraben hin, der als Massengrab verwendet wurde. Man hat die Toten einfach in den ausgehobenen Graben gelegt und mit Erde zugeschüttet. Auch hier schlafen Freund wie Feind in einer gemeinsamen Ruhestätte. Wenn man den Blick über die hügelige Gegend schweifen läßt, so erblickt man überall schwarze und weiße Kreuze, überall — rechts und links, vor uns und hinter uns. Eine stattliche Anzahl! Ueber 100 Feinde und 600 Deutsche sollen hier begraben liegen. Als wir unseren ersten Besuch abstatteten, waren sechs Soldaten abkommandiert, die jedes Grab deutlich als solches kennzeichneten, indem sie jedem ein schlichtes Holzkreuz gaben, auf dem zu lesen stand, wieviel Mann dort bestattet waren und welchem Regiment sie angehört hatten. Auf diese Weise wird verhindert, daß die Bauern die letzte Ruhestätte mißachten und mit ihrem Pflug darüber hinwegfahren.

Von einem großen Gutshof sieht man nur noch einen Schutthaufen. In der ehemaligen Scheune lagert die ver-

Digitized by Google

brannte Kornmasse ungefähr 2 Meter hoch. Die Wohnräume sind verlassen, alles liegt öde und ausgestorben da. In einem Zimmer finden wir noch eine unbezahlte Rechnung des damaligen Besitzers. Es ist eine Kornlieferung im August 1914. Der Mann muß mit einer großen Sicherheit auf den Sieg der französischen Waffen gerechnet haben, sonst hätte er wohl nicht im August eine solche große Kornmenge (es handelte sich um 200 Zentner) kommen lassen.

Während ich noch in den halbangekohlten Papieren herumstöbere, haben meine Kameraden im Hof einen Jungen entdeckt, der mit einem Handwagen Mist holt. Ich soll nun als Dolmetscher dienen. Zuerst war es allerdings nötig, den an allen Gliedern zitternden Knaben zu beruhigen. Er erzählt uns folgendes: Als im August 1914 die ersten deutschen Ulanen in den Hof kamen, begrüßte und bewirtete man sie aufs beste, da man sie allgemein für englische Hilfskräfte hielt. Als sie bald weiterzogen, nahm eine deutsche Proviantkolonne hier ihr Quartier, sie wurde nachts von Franktireurs ermordet. Als auch auf vorüberziehende Patrouillen Feuer gegeben war, wurde das Gut in Brand geschossen. Der Besitzer ist geflüchtet. Wohin weiß niemand. Der Vater des Jungen war als Infanterist beim französischen Heer gefallen. Seine Mutter hat von der Kommandantur die Erlaubnis erhalten, ein Teil des Feldes zu bebauen usw. Sehr auffallend war, daß sich an einer Wand des zerstörten Hauses ein wunderbar schön gezogenes und gepflegtes Obstspalier erhalten hatte. Trotz der hohen Temperatur, die beim Ausbrennen des Gebäudes entstanden sein mußte, waren die Bäume völlig unversehrt, sie hatten sich also sehr widerstandsfähig gegen die Hitze erwiesen.

•

Das Schlachtfeld von Gozée bot das Bild des Todes, Gräber neben Gräbern, Ruinen neben Ruinen. Ein einziger Landmann säete eifrig inmitten dieser Oede, er glaubt an neues kommendes Leben. Erhebender Anblick! Möchten die Früchte seiner Arbeit im Frieden heranreifen. Das war unser aller Wunsch.

Digitized by Google

4. Im Etappen-Hauptort.

Um eine Biegung saust unser Zug, und vor uns liegt auf einem flachen Hügel St. Quentin, gekrönt von der auf dem höchsten Platz der Stadt gelegenen, alles überragenden Basilika. Das einfache, schlichte Bahnhofsgebäude ist ein geschmackloser Backsteinbau, typisch französisch. Wie sonst im Frieden verkehrt auch jetzt die Straßenbahn, die unmittelbar vor dem Bahnhof hält. Allerdings wird sie fast nur von Feldgrauen benutzt, und solche verkaufen auch die Fahrscheine, während die Führer noch Franzosen sind. Vom Bahnhof kommend, gelangt man über die Brücke des Seine-Somme-Kanals mit ihren vier lüsternen allegorischen Figuren zum eigentlichen Eingang der Stadt. Auf einem freien Platz, dem Platz vom 8. Oktober, steht ein Denkmal zum Gedächtnis jener Bürger, denen es gelang, am 8. Oktober 1870 eine Abteilung Preußen zurückzuschlagen. Ein Sterbender im bürgerlichen Gewande, aber mit dem Gewehr in der Hand, lehnt sich an eine neben einem Spinnrad stehende weibliche Gestalt, die das industrielle Nordfrankreich darstellen soll. Auf dem Denkmal liest man die Verse Victor Hugos:

Aux Martyrs! Aux vaillants! Aux forts!
A ceux qu' enflamme leur exemple
qui veulent place dans le temple
et qui mourront comme ils sont morts!

(Den Märtyrern, den Wackeren, den Tapferen! Die, welche Platz in ihrem Tempel haben wollen und die sterben werden, wie sie gestorben sind, die möge ihr Beispiel entflammen!)

Digitized by Google

Dann geht es die beträchtlich steigende, gewundene Haupt- und Geschäftsstraße hinan, an der großen Marketenderei vorbei, zum Rathausplatz. Inmitten dieses Platzes erhebt sich ein die Verteidigung von St. Quentin 1557 darstellendes Denkmal. Das spätgotische Rathaus selbst ist reich verziert. Wie unter der französischen Herrschaft, so klingt auch heute noch von seinem Turm das Glockenspiel herunter, immer denselben Bruchteil eines Menuettstückes spielend, allerdings jetzt nach deutscher Zeit die Stunden schlagend. Im Erdgeschoß ist die deutsche Wache untergebracht, täglich 12 Uhr mittags erfolgt mit klingendem Spiel die Ablösung, und die Parolemusik konzertiert hierauf 1 Stunde lang auf dem Platze. Die Zuhörer sind nur Feldgraue. Die noch einheimischen Franzosen meiden sichtlich diese Darbietungen, nur kleine Haufen des niederen Volkes hören sie in größerer Entfernung mit an. Ein anderes Hauptgebäude auf diesem Platze ist das Theater, in dem augenblicklich ein Kriegskino seine Vorstellungen gibt; daneben befindet sich die Kommandantur. Gegenüber kann man in dem Café L'Univers, dem vor dem Kriege vornehmsten Kaffeehaus Quentins, Offiziere und Mannschaften ihren Nachmittagskaffee einnehmen sehen. Wie überall auf den Straßen Verfügungen und Bekanntmachungen der Stadtkommandantur in deutscher und französischer Sprache angeschlagen sind, so liest man auch hier im Kaffeehaus eine Verordnung, daß es um 12 Uhr nachts zu schließen sei. Die zahlreichen, am Rathausplatz liegenden deutschen Gasthäuser, wie „Frankfurter Hof", „Hamburger Hof", „Gasthaus von Casten, Hannover" bieten gute Treffpunkte für Bekannte und Freunde.

Durch eine kleine Straße gelangt man zu der zweiten Hauptsehenswürdigkeit der Stadt, der Basilika. Es ist ein altes, gotisches Gotteshaus von gewaltiger Ausdehnung und übt eine mächtige Wirkung auf den Beschauer aus, die leider nur durch unmittelbar angebaute Häusergruppen beeinträchtigt wird. Mit gemessener Vornehmheit zeigt sie die allen gotischen Domen eigenen Bauformen. An dem Aeußeren hat wie bei allen derartigen Bauten der Zahn der Zeit bereits genagt. Im Innern dagegen prangt noch alles

Digitized by Google

im alten Schmuck. In der Kathedrale steht neben anderem auch ein Standbild der Jungfrau von Orleans. Von Blumen und Kerzen umgeben ist es kaum sichtbar. Kein zweiter von den vielen Heiligen kann sich einer so reichen Gabe erfreuen, ein Zeichen, daß die Franzosen immer noch ihre Zuflucht zu der einstigen Befreierin ihres Landes nehmen und durch sie auf Rettung hoffen. Wie die deutsche Heeresverwaltung — neben der notwendigen Strenge — Milde walten läßt, erkennt man daran, daß man am Eingang Plakate trifft, die ankünden, daß jeden Donnerstag und Sonntag Gebete für Frankreich stattfinden.

Bilden auch die beiden gotischen Bauwerke der Stadt die größte Sehenswürdigkeit, so ist doch noch einiges andere zu erwähnen. So der neu angelegte Ehrenfriedhof, geschmückt mit einem nach der Angabe unseres Kaisers erbauten Denkmal, so das in einem Park von den Franzosen errichtete, von den Deutschen enthüllte Denkmal, das den Ackerbau und die Viehzucht Nordfrankreichs verherrlicht. In seiner unmittelbaren Nähe liegt die von der deutschen Besatzung angelegte Reitbahn. Das für eine Stadt wie St. Quentin viel zu große und seiner Umgebung architektonisch nicht angepaßte Justizgebäude wird jetzt als Kriegslazarett verwendet.

Das Leben und der Verkehr auf der Straße pulsiert wohl noch mehr als wie in Friedenszeiten. Aber heute sind es nicht Zivilisten, die dem Ganzen ihr Gepräge verleihen, sondern Feldgraue. Ueberall wohin das Auge blickt, findet es deutsches Militär. Kein Fuhrwerk fährt vorüber, ohne daß nicht ein Soldat darauf steht. Der ganze Eisenbahnbetrieb ruht in militärischen Händen, Soldaten sind Weichensteller, Beamte, Lokomotivführer usw. Die Verwaltung aller größeren Geschäfte geschieht durch Deutsche. In einer Kriegsmarkententerei laufen hinter dem Ladentisch mindestens 20 Marsjünger als Verkäufer herum. Selbst in dem Bäckerladen, wo nur die einheimische Bevölkerung auf ihre Brotmarke hin ihr Weißbrot erhält, herrscht der feldgraue Bäckermeister; frühmorgens schon laufen die Frauen mit den dort erhaltenen Weißbrotkringeln am Arm über

Digitized by Google

die Straße. Die Stadt selber scheint von den Schrecken des Krieges wenig gespürt zu haben. Nirgends bemerkt man zerschossene Häuser oder dergleichen. Die Aufsicht in der Stadt üben neben deutschen Feldgendarmen Franzosen mit roten Binden um den Arm und um den steifen schwarzen Hut aus. Ueberall auf der Straße wird man von kleinen Jungen und Mädchen angehalten, die einem Postkarten aller Art verkaufen wollen, und wie in Mailand man den ganzen Tag auf den Straßen den Corriera della Sera ausbieten hört, so ist es hier die Gazette des Ardennes, die ausgerufen wird. Kurzum, überall lebhafter, aber sich friedlich abspielender Verkehr, das ist der Haupteindruck, den St. Quentin dem Besucher als Erinnerung mitgibt.

Die in der Nähe der Stadt auf einem Hügel gelegene historische Windmühle „Sous tous vents" ist das Ziel vieler Spaziergänger. Von hier genießt man einen schönen Fernblick rundum und kann es verstehen, daß 1870 der französische General Faidherbe gerade diesen Punkt heraussuchte, um die Schlacht zu leiten. Nachdem er am 8. Oktober 1870 einen kleinen Erfolg errungen hatte (deshalb das oben erwähnte Denkmal!), konnte er nicht verhindern, daß am 18. Januar 1871 die Stadt von uns genommen wurde. Wie die historische Mühle von Sanssouci sorgsam gehegt wird, so läßt die französische Regierung der Windmühle Sous tous vents jedmögliche Pflege angedeihen. Man kann bis in die obersten Mahlkammern hinaufsteigen und sich von ihrem unversehrten Zustande überzeugen; benutzt wird sie indessen nicht mehr. Daß auch die Mühle in diesem Kriege der Schauplatz von Kämpfen war, davon spricht ein mächtiges, von Kugeln durchlöchertes Blechschild mit den französischen Landesfarben blau-weiß-rot, das zerbeult am Fuße der Mühle im Grase liegt.

*

Der Etappenhauptort ist für uns namentlich in zweifacher Hinsicht wichtig. Einmal erfahren wir hier das Nähere über das Beladen des Zuges. Diese Bestimmungen trifft der die Krankentransport-Abteilung leitende Etappen-

Digitized by Google

arzt (meist ein Generalarzt oder Generaloberarzt) an Hand der aus den Frontlazaretten abends einlaufenden Meldungen, wieviel Patienten vorhanden sind, die mit Lazarettzügen befördert werden können. Ferner ist der Etappenhauptort der einzige Platz, an dem wir regelmäßig unsere Post erhalten. In besonderem Postsack wird sie von den Pflegern geholt. Für jedermann im Zuge ist die Verteilung ein freudig-spannender Augenblick. Je nach dem Kreise seiner Verwandten und Bekannten empfängt der eine mehr, der andere weniger. Nicht selten kann der Pfleger freudig die Tatsache feststellen, daß er von seinen früheren Pfleglingen nicht vergessen wurde. Viele fühlen sich verpflichtet, auch nochmals schriftlich ihrem Dank für die Pflege Ausdruck zu verleihen, und erzählen vom weiteren Verlauf der Heilung u. a. m. Ein Unteroffizier schloß seinen Dankesbrief, den er mir aus dem Lazarett schrieb, sogar mit folgenden poetischen Worten:

Die Autos tuten und werden entladen,
In die Wagen trägt man ohn' jeglichen Schaden
Die Schwerverwundeten und auch die Kranken.
Und ist's beendet, so setzt sich mit Wanken,
Jedoch mit sanftem, der Zug in Bewegung.

Auf frisch bezogener, gut federnder Bahre,
Kaum merkend, ob der Zug steht oder fahre,
Ist nun gebettet die kostbare Fracht,
Sanft fahrend durch des Landes Pracht,
Bis zu den heimatlichen Gefilden.

Begrüßt mit Dankbarkeit und Freude
Von einer Menge neugieriger Leute,
Erfolgt an den bestimmten Orten
Das Entladen, bald hier, bald dorten;
Und jeder kommt ins Lazarett.

O 3, wie warst du doch schön und fein,
Nie wirst du von mir vergessen sein!

Digitized by Google

5. Fort Matrieux und Fort Boussois.)*

In rasender Fahrt, durch eine Ahornallee, vorbei an Telegraphenstangen aus Eisenbeton mit grüngläsernen Isolierköpfen, vorbei an Dreschmaschinen und Dampfpflügen, von deutschen Soldaten bedient, vorbei an deutschen, französischen, englischen Kriegergräbern, brachte uns der vorzüglich arbeitende Motor unseres Kraftwagens in den Bereich der französischen Festung Maubeuge. Auf einer Anhöhe, über die unsere Straße führte, kamen wir an Bäumen vorüber, in die kunstvolle Beobachtungsstände eingebaut waren.

Ueber die Zugbrücke durch das südliche Tor fuhren wir in die Stadt ein. In den breiten und tiefen Befestigungswällen haben deutsche Soldaten der Besatzung jetzt kleine Gärten angelegt.

Auf dem Marktplatz, in der katholischen Kirche, können wir die Wirkung eines Schrapnells sehen, das dort hineingeflogen ist. In der Decke ein großes Loch, rings an den Wänden die von zerstreuten Kugeln ziemlich schwer beschädigten Bilder. Durch die im Mauerwerk entstandenen Risse pfeift der Sturm. Aber all dies ist den eifrigen Besuchern kein Hinderungsgrund, ihre stumme Andacht zu verrichten. Auf mehreren freien Plätzen sind in Maubeuge Kanonen aufgepflanzt, die ihre drohenden Mündungen gegen die Stadt richten, wir sehen fünf eroberte französische Geschütze. Bei jedem stehen 30 französische Granaten und ein deutscher Artillerist, der jeden Augenblick die Kanone abfeuern kann. Auf dem 4 Kilometer langen Wege zu dem im

*) Ein bei dem A. O. K. II beschäftigter Freund hatte die Güte, mich an einem Ruhetag in St. Qu. auf eine seiner Dienstreisen nach Maubeuge mitzunehmen; so wurde mir die Besichtigung der Befestigungsanlage dieser Stadt ermöglicht.

Digitized by Google

Norden von Maubeuge gelegenen Fort Matrieux, meist gute französische Landstraße mit einer Reihe Häuser, sehen wir überall, auch an den Straßenlaternen, durch den Luftdruck der platzenden Granaten geborstene Scheiben.

Kurz bevor wir das eigentliche Fort erreichen, kommen wir an eine ehemalige französische Wachstube, durch deren zertrümmertes Fenster ich in das Innere klettere. Alles befindet sich in schönster Unordnung. Sogar zwei französische Artilleriehosen mit breiten roten Streifen liegen inmitten der aufgeschlitzten Strohsäcke. Eine Ecke ist mit einem wirren Haufen Schriftstücke ausgefüllt, die ich etwas näher untersuche. Vor allem erweckt ein Parolebuch mein regstes Interesse. Ich finde darin u. a. folgendes: Ein Hauptmann beschwert sich 1913 über das Verhalten der Soldaten in den Nächten von Sonntag auf Montag; sie würden tanzend und singend durch die Straßen ziehen. Ein Sergeant schreibt einen Bericht über die an die Mannschaft gestellten Fragen und deren Antwort, anläßlich des Besuches eines Generals. Eine dieser Fragen lautet: „Wie gebraucht ihr eine Handgranate?" Antwort: „Von den Soldaten weiß niemand, wie eine solche Granate verwendet wird." Etwas, was dem General unangenehm auffällt, sind die seit geraumer Zeit nicht mehr geschorenen, langen Haare der Mannschaften. Auf dem kurzen Wege zum Fort sehen wir den ersten Granattrichter, ein Riesenloch, unmittelbar daneben ein umgeworfenes französisches Wachthäuschen und das Grab eines deutschen Gefreiten.

Matrieux war eins der stärksten Forts. Jetzt ist es nur noch ein großer, wirrer Steinhaufen. Rundherum zieht sich ein unendlich scheinender, unversehrter Stacheldrahtverhau. Alle Verteidigungsmittel des Krieges kann man hier vereinigt sehen, so die 3 Meter tiefen, 1 Meter breiten Wolfsgruben, in deren Mitte ein spitzer Pfahl nach oben ragt. In einer bestimmten Entfernung vom oberen Rand ist eine fast unsichtbare Fußschlinge angebracht, derart, daß der Stolpernde unmittelbar in die Grube fallen soll, um jämmerlich aufgespießt zu werden. Denselben Zweck verfolgen spitze, durch einen starken Stacheldraht miteinander

Digitized by Google

verbundene Eisenstangen, die in zwei Größen zu sehen sind, eine für Infanterie und eine etwas höhere für Kavallerie. Glücklicherweise arbeitete die deutsche Artillerie derartig vor, daß ein Infanteriesturm nicht zu erfolgen brauchte, und so findet man heute noch den ganzen Umkreis der Forts mit den völlig unversehrten Stacheldrahtverhauen, Wolfsgruben und ähnlichen Hindernissen umgeben.

Wer zum eigentlichen Fort hereintreten will, muß über eine Brücke, deren einer Teil völlig in der Luft schwebt. Eine Granate hat hier eingeschlagen und sie von der Mauer getrennt. Ein breiter Wassergraben zieht sich rund um die Befestigungsanlagen. Wenn die Infanterie allein diese Festung hätte nehmen sollen, dann wäre es ein ziemlich schweres Stück Arbeit geworden. Allein über den Eingangspforten drohen zwei starke Panzertürme. Von den starken oft 5—6 Meter dicken Mauerwänden steht nur noch ein Teil. Die Granat-Volltreffer haben ordentliche Spalten hineingerissen. Manchmal ist auch ein ganzes Stück wie von Riesenhänden beiseite gerückt. In dem Fort selbst steigen wir anhaltend über Steinhaufen; nur noch ganz geringe Anlagen stehen unversehrt da. Von den mehrstöckigen Mannschaftskasematten ist eine Wand von oben bis unten glatt abgefegt. Eiserne Bettstellen ragen überall hervor. In dem noch gebliebenen Teil liegen die Strohsäcke wirr durcheinander, dazwischen Wasserkrüge, rote Hosen, Käppis, Tornister, Feldflaschen, alles wie es ein eiliger Abzug erfordert. Bei näherem Durchsuchen entdeckt man auch Briefschaften der Mannschaften. Einen Brief an einen Reserveartilleristen bekomme ich in die Hand, der Absender wohnte in Paris. Der Poststempel trug als Datum den 20. 8. 1914. Die Karte muß also kurz vor der Beschießung noch in die Festung hereingekommen sein. Sie lautet: „Mon cher, tout va bien. Ta mère, ta femme et tes enfants sont en bonne santé. Je t'embrasse, ta Juliette." (Mein Teurer, alles geht gut. Deine Mutter, Deine Frau und Deine Kinder sind gesund. Ich umarme Dich. Deine Juliette.) Ich sehe im Geist den armen Piou-Piou, wie er diese Karte empfängt. Ob er wohl noch unter den Lebenden

Digitized by Google

Fort Boullois: Einſchuß in eine Kaſematte

Fort Boullois: das von dieſem Schuß zerſtörte Innere der Kaſematte

Digitized by Google

weilt? Ob seine Juliette ihn jemals wiedersehen wird? Vielleicht ist er in irgend einem deutschen Gefangenenlager!

Neben der Stelle, wo früher ein mächtiger Panzerturm stand, der durch einen Volltreffer außer Gefecht gesetzt worden war, lagern noch sehr zahlreich gefüllte Granaten. Mehreren Blindgängern weichen wir vorsichtig aus. Das Fort ist nicht im geringsten aufgeräumt, alles liegt noch da, wie es die Deutschen angetroffen haben. Wer weiß, wie viele Leichen noch unter den Trümmern ruhen! Schon allein in der Kaserne, deren ganzes Treppenhaus heruntergerissen daliegt.

Das Fort Matrieux, wie auch Boussois, das wir nachher besuchten, waren beide völlig modern aufgebaut. Man vermochte die Befestigungsanlagen erst zu erkennen, wenn man unmittelbar davorstand. Durch gefällte Pappelalleen war das Vorgelände vom Fort aus weithin sichtbar gemacht worden, und die ganze Umgebung konnte mit Leichtigkeit unter Feuer genommen werden.

Von Matrieux aus gehen wir südöstlich auf Fort Boussois zu und kommen durch mehrere kleinere Ortschaften, so auch durch Ellesmes. Wir haben bereits eine stattliche Anzahl zerstörter Dörfer in Belgien und Frankreich gesehen, aber wie diese Dörfer hier zerschossen und verbrannt sind, davon kann man sich vorher gar keine Vorstellung machen. Sonst stand wenigstens ein Teil der Wände. Aber hier kann man kaum noch die Stellen erkennen, wo die einzelnen Häuser gestanden haben, alles ist ein Riesen-Steinschutthaufen. Meist ist der Weg gänzlich versperrt, und man muß stets über die Trümmer klettern. Alles machte den Eindruck, als ob es erst vor einigen Tagen zusammengebrochen sei. In Ellesmes sind von der Kirche nur die untersten Mauern übrig, an einer Wand sieht man noch das Standbild der Jungfrau von Orleans. Allerdings sind ihm durch das niederstürzende Dach oder durch einen Granatsplitter der Kopf und das rechte Bein abgeschlagen; ein kopf- und handloser Heiliger leistet ihm Gesellschaft.

Kurz vor Boussois kommen wir an einer französischen Feldartilleriestellung vorüber. Sie ist von uns stark unter

Feuer genommen worden, ein Granattrichter reiht sich an den anderen. Sprengstücke liegen massenhaft umher. Vor dem Fort Boussois zieht sich ein langer, noch gut erhaltener Schützengraben von ungefähr 2 Kilometer Länge hin. Ueberall verstreut Gewehrpatronen und Maschinengewehrstreifen, schmutzige Käppis und sonstige Ausrüstungsstücke. Die Zerstörungen im Fort sind ähnlich wie in Matrieux. Ueber Trümmerhaufen und Steinblöcke klettern wir empor. Durch ein großes Loch sieht man hinunter in die Kasematte, ihr Betondach hat deutschen Geschossen keinen Widerstand geleistet, überall Vernichtung. Am interessantesten ist wohl ein ziemlich unversehrter, versenk- und drehbarer Panzerturm mit zwei mächtigen Geschützen. Von den Rohren ist die Mündung gesprengt, und von der Panzerung hat sich, wahrscheinlich durch eine Granate, die oberste Platte losgelöst, so daß das Innere des Turmes sichtbar ist. Eine lange breite Treppe führt in die Tiefe, wir gehen sie hinab. Die ganze Maschinerie des Turmes, jahrelang als militärisches Geheimnis streng behütet, liegt offen vor uns. Unten schließt sich ein Labyrinth von Gängen an. Wir halten es nicht für ratsam, in diese einzudringen, denn man hätte sich sicher alsbald verlaufen und dann vielleicht einige Stunden lang drunten nur die vielen Ratten als Gesellschafter gehabt. Ein zweiter Panzerturm ist unversehrt geblieben. Besonders bemerkenswert ist der Einschlag eines 42 Zentim.-Geschosses, er ist von solcher Ausdehnung, daß ein ganzes Haus bequem darin Platz gefunden hätte.

So viel von zwei Forts von Maubeuge. Wir lernten voll würdigen die Tragweite des knappen, deutschen Tagesberichtes vom 7. September 1914, der meldete, daß der Fall der Festung Maubeuge stattgefunden habe und sich 40 000 Gefangene, darunter 4 Generäle und 400 Geschütze, in der Hand des Siegers befänden.

Digitized by Google

6. Eine Aushilfsfahrt.

Unsere 5. Fahrt ging aushilfsweise zu der in Flandern in schwere Kämpfe verwickelten IV. Armee. Von Lüttich führte uns die Reise über Tirlemont, Löwen, Mecheln nach Gent, wo wir auf dem Bahnhof St. Peter abgestellt wurden. Dieser ist gelegentlich der Weltausstellung 1913 erbaut, das Bahnhofsgebäude hat eine mit schönen Mosaikarbeiten geschmückte Vorhalle. Die Nähe der Küste macht sich durch den kalten Seewind bemerkbar, den wir in der Nacht und an den folgenden Tagen zu spüren bekamen. Wegen der Ungewißheit des Einladens blieben wir im Zuge und konnten so auf dem in der Nähe gelegenen Flugplatz unsere Flieger ihre Uebungen ausführen sehen, bei denen auch ein Fesselballon eine Rolle spielte. Kurzer Urlaub am Nachmittag dieses Tages und des nächsten gestattete uns eine Besichtigung der altertümlichen Vlämenstadt.

Die Stadt selbst und das Leben in den Straßen hat deutschen Anstrich, die vlämische Bevölkerung ist uns reichlich freundlicher gesinnt als die von Marchienne her bekannte wallonische. Besonders sehenswert ist das spätgotische Rathaus mit seinen wunderbar reichen Verzierungen, das schönste gotische Bauwerk Belgiens. In ähnlichem Stil sind die zahlreichen Kirchen Gents gehalten. Wir betrachteten die älteste, aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts stammende St. Nicolaus-Kirche und die in der Nähe liegenden, die St. Bavon- und St. Michaels-Kirche. Ein Bild für sich bietet der von breitem Wassergraben umgebene Graven Steen (Chateau des Comtes). Mit ihren Zinnen und Schießscharten gleicht diese Wasserburg noch heute einer trotzigen mittelalterlichen Feste. In der Nähe ragt der mächtige Beffroi oder Belfried auf, dessen herrliches Glockenspiel wir be-

Digitized by Google

wunderten. Auch an der aus dem 14. Jahrhundert stammenden großen Kanone, der „bulle Griet" auf dem Freitagsmarkt, führte unser Weg vorbei. Von den vielen schönen Toren gefiel uns am besten das dem Lübecker Holstentor sehr ähnlich sehende Hobeltor (le Rabot). Bezeichnend für Gent sind die vielen Kanäle, oft von hohen Häusern rings eingefaßt und von schmalen Holzbrücken überspannt, über die nicht selten eine Begine in ihrem dunklen Gewand und ihrer sonderbaren Flügelhaube huscht. Häufig hängt quer über die Kanäle Wäsche, so daß lebhaft die Erinnerung an italienische Städte auftaucht.

Schon lange hatte sich die Mannschaft zur Ruhe begeben, als kurz nach Mitternacht der Befehl zur Abfahrt eintraf. Die nötigen Vorbereitungen (Aufschließen aller Wagen u. a.) wurden rasch getroffen, und man hätte dann ruhig weiterschlafen können. Die meisten jedoch opferten ihre Nachtruhe ganz und schauten sich die ihnen bis dahin unbekannte Gegend an. Der Mond schien klar, die Sterne funkelten, und die Nacht war hell genug, um die Landschaft in deutlichen Umrissen zu erfassen. Herrlich spiegelten sich Mond und Sterne in den vielen Wasserläufen, die wir kreuzten. Gespensterhaft hoben sich die hohen Türme der „toten" Stadt Brügge vom Nachthimmel. Alle Augenblicke blitzte in bestimmten Zeitabschnitten von der Küste her Blinkfeuer auf. Es galt wahrscheinlich dem von England her kommenden Zeppelin, der gegen 5 Uhr morgens unter starkem Geschützlärm, von mehreren feindlichen Fliegern verfolgt, über uns hinwegflog. Die deutschen Abwehrgeschütze waren nur hundert Meter von unserem Zuge entfernt, und wir konnten so deutlich wie vordem noch nie das Pfeifen der Granaten und Schrappnells hören. Leider blieb die Beschießung erfolglos; nur einige Vögel fielen infolge des Luftdruckes der platzenden Geschosse, oder durch diese selbst getroffen, tot neben unseren Zug. Von Zeit zu Zeit setzte ein heftiges Feuer unmittelbar vor uns ein, das nach einigen Minuten dann wieder schwieg.

Während wir seither unsere Verwundeten stets aus Kriegslazaretten geholt hatten, erhielten wir sie diesmal

Digitized by Google

aus mehreren, nicht weit von der Front entfernten Feldlazaretten. Die ersten bekamen wir in Thourout. Dann ging die Fahrt über Roulers nach Iseghem. Auf beiden Bahnhöfen herrschte ein furchtbares Gewimmel. Infanterie wurde ausgeladen, schwere Haubitzartillerie wieder eingeladen; eine Proviantkolonne kroch einher, die Feldambulanzwagen, die uns die Patienten brachten, hatten Mühe, nahe genug an unseren Zug heranzukommen. Landschaftliche Schönheiten hat diese Gegend so gut wie gar keine. Flach wie ein Teller ist das Land. Von Wäldern kann man kaum reden, höchstens von lichten, spärlichen Gehölzen mit dürftigen Lärchen, Fichten, Birken. Wie über ein Brett rollt der Zug durch die Landschaft, vorbei an einigen Pappelreihen, zwischen denen die niedrig gedrungenen, spitzigen Kirchtürme der Dörfer sichtbar sind. Windmühlen unterbrechen manchmal die Einförmigkeit, auch etliche von kleinen Parks umgebene Herrenhäuser. Die Felder sind, wie im ganzen besetzten Gebiet des Westens, wohlgepflegt. Zuweilen blinkt ein weißes Kreuz auf einem Acker — Soldatengrab!

Langsam fuhren wir über Kortryk nach Gent, hatten also eine Rundfahrt gemacht. Nachdem auch hier eine Anzahl Verwundeter aufgenommen war, erreichte der Zug noch am Abend Brüssel, wurde die Nacht über neben der Luftschiffhalle abgestellt und am nächsten Morgen voll belegt.

In dem Offizier-Krankenwagen lag ein schwerverwundeter Marineflieger. Bei einem Luftkampfe nahe der Küste Englands war sein rechtes Bein durch fünf Maschinengewehrkugeln zerschmettert worden. Nach den Anstrengungen des Transports versank er bald in tiefen Schlaf, aus dem er erst spät am nächsten Morgen erwachte. Bei einem Spiel 66 mit dem Pfleger erzählte er diesem manches interessante Erlebnis aus dem Luftkrieg. Eines sei nachstehend wiedergegeben; es handelt von seiner Verwundung und seiner wunderbaren Rettung.

„In 3000 Meter Höhe schwebte unser Flugzeug, von einem erfolgreichen Erkundungsflug über England zurückkehrend. Die englische Küste lag hinter uns, und ich glaubte jeder Gefahr entronnen zu sein. Da vernehme ich plötzlich

Digitized by Google

über mir das unheimliche Tack Tack Tack eines englischen Maschinengewehres. Infolge des unvermuteten Auftauchens dieses Gegners suche ich schnell eine größere Höhe zu erreichen, während mein Beobachter eifrig das Maschinengewehr bedient. Schon vermeine ich durch rasches Steigen über meinen Gegner zu kommen, als mir auf einmal schwarz vor den Augen wird und ich die Besinnung verliere. Führerlos saust der Apparat in die Tiefe. Glücklicherweise besitzt mein Beobachter Geistesgegenwart genug, während des Absturzes über mich hinweg zum Führersitz zu klettern und noch rechtzeitig vor dem Aufprall auf die Wasserfläche Herr des Flugzeuges zu werden. Hier erst bemerkt er, daß auch der Motor durch einen Treffer unbrauchbar geworden ist. Der schöne Apparat war nur ein Spiel der Wellen. Woge auf Woge überschüttet ihn, und mein Beobachter, der mich bereits lange für tot hält, glaubt nun auch seine letzte Stunde nahe. Da plötzlich, nach einer Stunde bangen Harrens, taucht neben uns ein deutsches U-Boot auf. Eines der deutschen Aufklärungsschiffe hatte unseren Todessturz gesehen, die Nachricht nach dem Festland gedrahtet, von wo das gerade im Kanal tätige U-Boot drahtlos davon Kenntnis erhielt. Von diesem geborgen, in warme Decken gewickelt und gestärkt, kam ich wieder zu mir und merkte erst jetzt meine schwere Verwundung. Ein Notverband linderte die Schmerzen, bis ich dann in Ostende, wohin mich das U-Boot brachte, den sachgemäßen Gipsverband erhielt."

Ueber Gembloux, Namur, Lüttich traten wir die ernster Zwischenfälle nicht ermangelnde Heimreise an. Wir hatten mehrere Schwerverwundete im Zuge, und einmal waren wir gezwungen, auf freier Strecke zu halten, damit im Operationswagen an einem Patienten ein unbedingt notwendiger chirurgischer Eingriff vorgenommen werden konnte. Es ist sonst im allgemeinen nicht die Aufgabe unserer Aerzte, derartige Operationen vorzunehmen, weil dadurch der Transport vieler Leidender verzögert wird. Aber ein Notfall kann immerhin eintreten.

Das Ausladen geschah im Liniengebiet Kassel.

Digitized by Google

7. Die erste Champagne-Fahrt (Herbst 1915).

Nichtsahnend kamen wir Ende September wieder einmal nach Charleroi. Hier erreichte uns ein Telegramm des Feldsanitätschefs, daß der O 3 zur III. Armee überwiesen sei. Nach kurzem Aufenthalt fuhren wir über Aulnoye, Avesnes zunächst nach Fourmies. Hier mußte unser Zug seinen Weg über eine 28 Meter hohe, 180 Meter lange Holzbrücke nehmen. Die von den Franzosen gesprengte Steinbrücke war in zwei mühseligen Friedensjahren erbaut worden. Jetzt brauchten zwei Kompagnien unserer Pioniere nur 24 Tage, um sie, allerdings in Holz, wieder gangbar zu machen. An einem noch mit unversehrtem Drahtverhau umgebenen Fort bei Hirson vorbei, gelangten wir nach Charleville. Die Fahrt durch die Ardennen war durch die Herbststimmung besonders prachtvoll. Ein nettes Bild im Vorüberfahren: französische Bauernfrau im Herrensattel reitend unter aufgespanntem Regenschirm. In flotter Fahrt rollte der Zug über die beiden Brücken, die über die großen Schleifen der Maas führen; auch sie waren gesprengt, und gegen die Balken der hölzernen Notbrücke stürmt die zischende Flut des hochgestiegenen Stromes an, aber vergeblich, „was deutsche Pioniere bauen, das hält". Scheinwerferkegel suchten den Himmel ab. Weiter — nach Amagne. Da hier die Annäherung des französischen Lenkballons „Alsace" gemeldet wurde, fuhren wir mit Volldampf rückwärts bis Wasigny la Neuville, wo wir die Nacht über liegen blieben, bewacht von strammen Deutzer Kürassieren. Am nächsten Morgen erlaubte uns der Ortskommandant von dem dort massenhaft aufgestapelten Obst der reichhaltigen diesjährigen Ernte einiges mitzunehmen, eine Erlaubnis, die mit Freuden von der Mannschaft begrüßt wurde. Auf

Digitized by Google

diese Weise wurde der O 3 mit dem feinsten Tafelobst versorgt, das die Champagne hervorbringt.

Gegen Mittag setzten wir unsere Fahrt fort. Langsam, ganz langsam ging es vorwärts, da unglaublich viele Truppen- und Munitionszüge die Strecke belasteten. Es war mehr ein förmliches Geschiebe von Zügen als ein Fahren. Die Fahrt von Wasigny nach Vouziers war zweifellos hoch interessant. Die herrliche klare Herbstsonne strahlte über viel fruchtbares Land, über reich tragende Obstbäume, über saftige Weiden mit zahlreichem Vieh. Das erste militärische Bild bot sich uns in Amagne; auf dem Bahnhof wurden gerade leichtverwundete Franzosen, stämmige junge Kerle, verladen. Sie trugen die neue, blaugrüne Uniform und den schweren Stahlhelm, den sie bei dieser Herbstoffensive zum erstenmal erprobt hatten. Ein Hauptmann von ihnen war bereits mit dem neuen Orden geziert, der das Gegenstück zum Eisernen Kreuz bildet. Im Schneckentempo bewegte sich der Zug weiter. Erbeutete schwere französische Geschütze, mehrere Lazarettzüge, alle stark überladen, fuhren an uns vorbei; wir sahen die schnellen Motorradtrupps, die sich weniger rasch fortbewegenden, wichtigen Proviantzüge, und zwischendurch stieß der Blick auf stumpfsinnige Russen, die auf allen Bahnhöfen und entlang der Bahnstrecke zu allerhand Arbeiten verwendet werden. Weiter längs des Aisne-Kanals, wo sich uns immer dieselben Kriegs- und Landschaftsbilder darboten. Nicht zu vergessen sind die Flieger, die in großer Anzahl über uns hinweg flogen, und mehrere Fesselballons, die Stellung unserer Front anzeigend.

Spät kamen wir nach Vouziers. Am Bahnhof herrschte ein fieberhaftes Leben und Treiben. Auf dem Bahnsteig bis weit am Eisenbahndamm hinaus, unmittelbar neben den Schienen, lagen hunderte von Verwundeten, reihenweise einer neben dem anderen. Weit und breit war niemand, der uns beim Einladen hätte behülflich sein können. Im Hintergrund sah man einige Sanitäter, die immer neue Opfer hinzulegten. Also griffen wir selbst zu und luden ein. Nur einen kleinen Bruchteil konnten wir mitnehmen, trotzdem in jedem Krankenwagen zwei bis drei Mann mehr

Digitized by Google

Auf dem Bahnsteig in Voujiers

Heldenfriedhof in Rethel

Digitized by Google

aufgenommen wurden als Bahren vorhanden waren. Als wir mit unseren 263 Bahren weit über 300 Mann geladen hatten, schienen auf dem Bahnsteig noch ebenso viele zu liegen wie im Anfang, ja ihre Zahl hatte sich durch fortwährenden Antransport vermehrt. Schon lange war die Dunkelheit hereingebrochen, als wir endlich die Rückfahrt antraten. Es war vorauszusehen, daß sie nicht leicht werden würde. Im besten Falle besaßen die Leute einen Notverband, recht viele hatten überhaupt keinen Verband, sondern Taschentücher, Hemdsärmel, Halsbinden, Hosenträger usw. zum Stillen des Blutes benutzt. Deshalb mußte sofort mit dem Anlegen neuer Verbände begonnen werden. Bis zum Morgengrauen war gerade das Allernotwendigste geschehen. Nach sehr kurzer Ruhepause begann von neuem für Aerzte, Schwestern und Pfleger schwere Arbeit. Wie lange manche Verbände unberührt auf den Wunden gelegen haben mußten, konnte man daraus schließen, daß wir bei deren Abnehmen nicht nur die üblichen Läuse, sondern auch Maden fanden.

Ebenso langsam wie die Hinfahrt, erfolgte die Rückfahrt. Das Ueberschreiten der deutschen Grenze, sonst für die Verwundeten ein herbeigesehnter, erhebender Augenblick, merkte kaum jemand, denn fast alle befanden sich in einem todähnlichen Schlaf, aus dem man sie nur mühsam zum Essen wecken konnte.

Wir brachten sie in ein schönes, ruhiges Schwarzwaldstädtchen. Hier haben sie hoffentlich Heilung und Genesung gefunden.

Digitized by Google

8. Rethel.

Wenn unser Kaiser seine Truppen in der Champagne besucht, so unterläßt er es nie, bei der Kathedrale von Rethel einen kurzen Halt zu machen. In dem Kirchenschiff war lange der Boden mit Brettern und Stroh bedeckt, denn bis vor kurzem lagen hier Verwundete und Kranke, die jetzt in den neu erbauten Baracken untergebracht sind. An der Stadtgrenze ziehen sich diese in langen Straßenlinien hin, gleichsam ein Neu-Rethel bildend; kleine Blumenbeete geben dem Ganzen etwas freundliches Gepräge. Es sind meist Seuchenlazarette, die sich hier befinden. Allein 400 Pfleger des Roten Kreuzes haben vollauf Beschäftigung.

Das Stadtviertel im nahen Umkreis der Kathedrale ist dem Erdboden gleichgemacht. Nur das Gotteshaus ragt hoch über die Trümmerhaufen hervor. Anscheinend wohnten hier viele Handwerker und Gewerbetreibende, man entdeckt unter den Trümmern den Backofen eines Bäckers, die Haken eines Fleischers u. a. m. Auch einige Villen und öffentliche Gebäude, wie Gemeindehaus und eine Kirche, befinden sich unter der Steinwüste. Merkwürdigerweise ist der Merkurdenkstein auf dem Marktplatz unversehrt geblieben.

An diesem furchtbaren Kriegsbild vorüber, gelangt man zur Stätte, wo ewiger Frieden herrscht, dem Kirchhof. Schon beim Eintritt sieht man sich den Kriegsgräbern von 1914 gegenüber. Die langen Reihen der Hügel sind sehr gut gepflegt. Von Kameraden wurde ein kleiner Denkstein errichtet. Der Beschießung von Rethel müssen auch einige Zivilisten zum Opfer gefallen sein. Denn mitten zwischen deutschen und französischen Soldaten taucht mehrmals der Name eines Monsieur oder einer Madame auf, einmal der eines Ehepaares. In einer Ecke liegen die Offiziere,

Digitized by Google

darunter ist ein Grab mit der Inschrift: „Hier ruht ein deutscher Künstler als Opfer seiner Liebestätigkeit.“ Der eigentliche Friedhof wurde allmählich zu klein, er wird daher auf einer nebenanliegenden Wiese außerhalb der Mauer weitergeführt. Französische Zivilarbeiter müssen fortwährend neue Gräberreihen ausheben. Im Voraus! Bei den vielen Seuchenkranken kommt es vor, daß an einem Tage zwölf, am nächsten Tage neun Patienten sterben. Die einfachen Holzsärge werden oberflächlich mit Lehmboden und Steinen bedeckt. Erst wenn eine ganze Reihe gefüllt ist, wird sie zugeworfen. Bei dem häufigen Regen war der Boden eine schlüpfrige Lehmmasse; man mußte sehr vorsichtig gehen, um nicht in ein offenes Grab zu fallen. Im ganzen ruhen über 2000 Opfer des Krieges auf diesem Gottesacker, darunter viele Krankenpfleger vom Roten Kreuz.

Gut erkennt man auch hier wieder, wie weit uns die Franzosen in manchen Aeußerlichkeiten über sind. Während jedem Besucher des Kirchhofs sofort beim Eintritt das französische Gedenkzeichen für die Gefallenen von 1870 in die Augen fallen muß, allein schon wegen der mächtigen, eisernen Trikolore, die über dem Ganzen thront — so kann er jedoch lange suchen, bis er endlich den Denkstein für die damals dahingesunkenen Deutschen findet. In der äußersten Ecke, hart an der Mauer, halb von dem Friedhofswärterhäuschen verdeckt, steht er, klein und einfach, von Efeu umgeben. Ja, wir Deutsche können noch viel von unserem Nachbar lernen!

Als wir uns auf den Rückweg machen, begegnet uns der Totenwagen, der gerade aus einem Lazaretthof herausfährt. Es ist ein ehemaliger Rollwagen, vorne mit einem schwarzen Kreuz. Acht einfache braune Särge sind seine Fracht, die der französische Kutscher in wenig würdiger, geschäftsmäßiger Eile zur letzten Ruhestätte fährt.

Bis 1871 war Rethel, das an der Aisne liegt, eine Festung. Daran erinnert noch ein kleiner Beobachtungsberg. Als wir die vielen natürlichen und künstlichen Hindernisse, mit denen er umgeben ist, glücklich hinter uns haben und

Digitized by Google

gerade die schöne Aussicht in die Landschaft genießen wollen, tritt plötzlich ein Posten hervor und verkündet, daß es streng verboten sei, den Berg zu besteigen. Also bleibt nichts anderes übrig, als schleunigst wieder hinabzugehen. Jetzt erst bemerken wir, daß ein kunstvoll angelegter, allerdings schwer zu entdeckender Weg abwärts führt.

Nach des Tages Last und Mühe trifft man sich abends im „Kriegskino, Filiale von Ostende." Die 10 Pfg. Eintrittsgeld fließen in die Sammlung für die Hinterbliebenen. Natürlich wird alles von Soldaten bedient. Ein Feldgrauer an der Kasse, ein feldgrauer Billetabnehmer, ein Feldgrauer, der den Apparat kurbelt. Durch die Eingangstür kann man nur gebückt eingehen, sonst macht man unsanfte Bekanntschaft mit der Decke. Der jetzige Theatersaal soll früher eine Scheune gewesen sein. Die Wände sind mit Oelfarbe gestrichen und mit allerhand deutschen Kernsprüchen versehen. Der Saal ist stets bis auf den letzten Platz gefüllt. Mit militärischer Pünktlichkeit beginnt die Vorstellung. Ein Klingelzeichen ertönt, die schwachen elektrischen Birnen verlöschen, und während auf der Leinwand ein herzhaft belachtes Lustspiel zu sehen ist, spielt ein Feldgrauer auf einem altersschwach klingenden Klavier mehrere Stellen aus Parsival. In der ersten Zeit kam es öfters vor, daß der Film aussetzte. Dann hörte man eine Stimme aus dem Hintergrund: „Gameraden, ein baar Minuden Bause, bis ich das Ding wieder gebeichseld habe."

Digitized by Google

9. Das Schlachtfeld von Bertoncourt.

Kein sel'ger Tod ist in der Welt,
Als wer vom Feind erschlagen,
Auf grüner Heid, im freien Feld
Darf nicht hör'n groß Wehklagen.
Im engen Bett, da ein'r allein
Muß an den Todesreihen.
Hier aber findet er Gesellschaft fein,
Fallen mit wie Kräuter im Maien.
Ich sag ohn' Spott:
Kein sel'ger Tod
Ist in der Welt,
Als so man fällt
Auf grüner Heid'
Ohn' Klag und Leid!
Mit Trommelklang
Und Pfeifensang
Wird man begraben.
Davon tut haben
Unsterblichen Ruhm
Mancher Held frumm.
Hat zugesetzt Leib und Blute
Dem Vaterland zu gute.

„Unsterblichen Ruhm tut mancher Held haben" — das sind die Worte, die ich mir immer ins Gedächtnis zurückrief, als ich vor einem dieser vielen kleinen Hügel stand, die man auf jedem Schlachtfeld sieht.

„Hier aber findet er Gesellschaft fein,
Fallen mit wie Kräuter im Maien."

Digitized by Google

Ein schmuckloses, roh gezimmertes Kreuzlein verkündet die Namen derer, die ihr Leben aushauchten und zur großen Armee eingingen. Gar oft hat Wind und Regen die Inschriften ausgewischt, und niemand vermag mehr zu sagen, wer hier vom Erdenkampf ausruht.

Hat je ein Schlachtfeld einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, so ist es das von Bertoncourt. Im September 1914 fanden hier schwere Kämpfe statt, wovon das zerschossene Dorf und die vielen Gräber Zeugnis ablegen. Abseits der großen Heeresstraßen, hinter Bergen gelegen, geriet es anscheinend etwas in Vergessenheit. Als ich es im November 1915 zum erstenmal mit einem meiner Kameraden von Rethel aus besuchte, war es kaum aufgeräumt. Bei strömendem Regen, der den Champagne-Kreideboden gar bald aufgeweicht hatte, machten wir uns auf den zwei Stunden langen Weg. Bis weit über die Knöchel sanken wir bei jedem Schritt ein. Das Wasser lief in unsere hohen Stiefel, die Mäntel wurden durchweicht und immer schwerer. So gelangten wir nach mühseligem Marsch zum Dorf Bertoncourt, in dessen Kirche wir vor dem eisigen Schnee-Regen Zuflucht suchten. Nur wenige Häuser außer der Kirche sind ohne Schaden davongekommen, die meisten sind der Erde gleichgemacht. Nicht einmal eine Wand ragt hervor. In dem Gotteshaus standen neben dem Altar mehrere große Tannenbäume, die vielleicht schon für Weihnachten bestimmt, von den als Besatzung hier weilenden Landstürmern aufgestellt waren. Während ich mich auf einem unbequemen französischen Chorstuhl ausruhe, setzt sich mein Kamerad an das Harmonium und spielt leise anhebend das alte wuchtige Glaubenslied: „Ein feste Burg ist unser Gott." Eine merkwürdige Stimmung überkommt mich — die kleine französische Dorfkirche einer armen geflohenen Gemeinde, ringsum Berge von Trümmern und Gräber ohne Zahl, durch das mächtige Unwetter eine düstere Beleuchtung, in der man nur unklar den Altar erkennen kann. Aus der Ecke, wo das Harmonium steht, leuchtet gerade noch das rote Kreuz auf weißem Grunde hervor, das der Pfleger auf seiner Armbinde trägt. Und auf dieser Stätte so vielen geflossenen Blutes ich allein

Digitized by Google

mit meinem Kameraden! Es ist eine Stimmung, in der man ernst und nachdenklich wird. Ich denke mir, daß sie große Meister gehabt haben müssen, um etwas Wuchtiges, Erhabenes, aber zugleich Ruhiges, Gemessenes zu schaffen. Und während draußen der Sturm immer lauter heult und pfeift, braust immer mächtiger der evangelische Choral durch die katholische Kirche: „Und wenn die Welt voll Teufel wär."

Ueber ein breites Feld schreitend, auf dem beinahe mehr Pferdeknochen als Steine liegen, kommen wir gar bald zu einem deutschen Massengrab. 92 deutsche Infanteristen ruhen hier in einem gestürmten französischen Schützengraben. Mehrere Ausbläser, in denen Blumen stecken, zerbrochene Gewehre und einzelne Helme dienen als Schmuck. Einige Meter seitwärts beginnen schon wieder die Einzelgräber. Ergreifend ist die Aufschrift eines Kreuzes: „Hier ruht der Einj.-Freiw. Tertz und ein unbekannter Kamerad, die den Heldentod für Kaiser und Reich starben." Hauptsächlich sind es die deutschen Regimenter 100 und 108, die hier bluteten. Am Dorfeingang zählen wir auf eine Fläche von 100 Quadratmetern sieben Massengräber. Besonders schön angelegt ist das vor einem alten eisernen Kruzifix liegende Einzelgrab des Leutnants d' Elsa, auf dem noch ein Offiziershelm und ein Hufeisen liegt. Völlig verwahrlost dagegen finden wir hinter einer Anhöhe ein kleines Grab mit einem schiefen Holzkreuz ohne jegliche Inschrift. Die Erde ist eingefallen. — — Wie lange wird es dauern, der Pflug geht darüber hinweg, niemand erinnert sich mehr an dieses Grab! Versunken und vergessen! Irgendwo aber weint vielleicht eine Mutter noch lange um ihren Sohn, von dem ihr keine Kunde mehr gekommen ist.

In einem kleinen sumpfigen Gehölz treffen wir dann ein Massengrab von Pferden. Auch hier ragen Knochenteile aus der Erde heraus. Besonders ein Schädel, mit einem Kugeleinschlag mitten in der Stirn, ist schneeweiß präpariert und grinst einem schon von weitem entgegen.

Digitized by Google

Viele Bäume liegen entwurzelt am Boden. Dazwischen überall Gräber, nichts als Gräber. Neben einem mit „Zwei sächsische Grenadiere" ein solches eines 88jährigen französischen Forstmannes. Sächsische Tschakos liegen verstreut umher, meist von einer Kugel durchlöchert. Sobald wir einen in die Hand nehmen, zerbricht er wie Zunder.

Am Rande des Wäldchens weiter gehend, gelangen wir zur damaligen französischen Artilleriestellung. Durch die Pferde und Wagen sind die ganzen Felder zerstampft und zerwühlt. Ein verlassenes Biwak zeigt die Spuren eines schleunigen Aufbruches. Im letzten Augenblick hat man noch versucht, alles schnell zu verbrennen und zu zerstören. Neben den vielen Granattrichtern liegen entzweigebrochene Wagenräder, Munitionskörbe, Pferdegeschirre, Teile von Munitionswagen, Granathülsen und Ausbläser. Auch ein französisches Heeresauto steht umgestürzt dabei, von Infanteriegeschossen durchlöchert. Querfeldein über sumpfige Wiesen, öde Ländereien, über Stacheldraht und andere Hindernisse erreichen wir endlich eine feste Landstraße, die uns nach Rethel zurückführt.

*

Als wir kurz nach dem Weihnachtsfest das Schlachtfeld von Bertoncourt nochmals besuchten, waren alle Gräber mit neuer Erde zugedeckt und mit Tannengrün geschmückt. Auf jedem lag ein frischer Kranz, ein Zeichen, daß man der für ihr Vaterland Gefallenen bei dem Friedensfeste gedacht hatte.

Möchte sich ganz Deutschland seiner im großen, heiligen Kampfe gefallenen Söhne für immer dankbar erweisen, eingedenk des Dichterwortes:

„Vergiß die treuen Toten nicht."

Digitized by Google

10. Eine Vorfahrt nahe an die Front.*)

Schon mehrere Tage warteten wir auf den Befehl zum Laden. Werden wir nämlich, wie es auch diesmal wieder der Fall war, auf dem Bahnhof A . . abgestellt, so bedeutet das, daß wir jeden Augenblick der Abberufung gewärtig sein müssen. Diese erfolgt auch, wie gewöhnlich, spät abends für den nächsten Morgen früh, so daß Chefarzt, Zugführer und Wagenmeister rasch zu beratschlagen haben, welche Wagen, entsprechend der angeforderten Bettenzahl, vorgeschickt werden sollen. Nach erfolgter Personalverteilung wird der übrige Zug nochmals zwecks Beladung an anderen Plätzen in zwei Abteilungen zerlegt. Weil man Apotheke und Küche bei der zur Front bestimmten geringen Wagenzahl nicht benötigt, werden die vorfahrenden Zugteile mit dem Proviant und dem notwendigen Verbandmaterial versorgt.

Nur kurz ist die Nachtruhe, denn bereits gegen 4 Uhr morgens beginnt das Rangieren des Zuges und die Aufstellung der Zugteile auf die entsprechenden Geleise. Da beides gerade nicht immer sehr sanft erfolgt, ist an ein Schlafen nicht mehr zu denken, und allmählich wird alles lebendig im Zug.

Um 6 Uhr setzte sich dann der Zugteil bei prachtvollem Wetter zu seiner Vorfahrt in Bewegung. Schon nach $^1/_2$ Stunde Fahrzeit fand ein aus nicht bekanntgegebenen Gründen veranlaßter, längerer Aufenthalt in C . . statt, der uns aber Gelegenheit gab, mancherlei Interessantes zu beobachten. So, vor allem, die rege Tätigkeit auf dem hier neu errichteten großen Flugplatz. Motorengeknatter er-

*) Dieser Aufsatz ist auch abgedruckt im Vereinsblatt des Alice-Frauenvereins, Nr. 7, 1916, Darmstadt.

Digitized by Google

füllt die Luft. Flugzeuge, meist Doppeldecker, erheben sich und schrauben sich je nach der Kunstfertigkeit ihres Führers bald zu bedeutender Höhe empor; gleichzeitig stellen die Führer Schießversuche mit dem eingebauten Maschinengewehr an und senken sich dann wieder in elegantem Gleitflug zu Boden. Andere Flugzeuge stehen vor ihrem Schuppen und nur die Motore werden ausprobiert. Unwillkürlich kommen einem, wenn man das mühelose Aufsteigen und Landen dieser Apparate beobachtet, die seinerzeit in Frankfurt und Darmstadt viel angestaunten ersten beschwerlichen Eulerschen Flugversuche in Erinnerung.

Wir sehen noch diesen Flügen zu, als auf dem Nachbargleis ein reich mit Laubgewinden geschmückter Zug einläuft, dessen Lokomotive sogar mit Zweigen schön geziert ist. Es sind die Wagen, die den Armee-Oberbefehlshaber, den Chef des Feldeisenbahnwesens und eine Reihe hoher militärischer Ehrengäste aufnehmen sollen zur Einweihung einer wiederhergestellten, gegen Ende vorigen Jahres von den Franzosen stark zerstörten, sehr wichtigen strategischen Strecke. Eine hübsche Ehrenpforte bezeichnet den Zugang dieser neuen Bahnlinie.

Der längere Aufenthalt gibt mir auch Gelegenheit, eine Feldbäckerei in vollem Betriebe zu sehen. Am Ende des Ortes ist diese in einem etwas zerstörten Haus eingerichtet. Gerade wie einem manchmal in der Schule Bilder gezeigt werden, die verschiedene Handlungen zusammengedrängt darstellen, so konnte ich ein solches hier in Wirklichkeit sehen. Während hinter dem Hause Feldgraue schwere Mehlsäcke von den Proviantwagen abladen, tragen andere die im Hause selbst zurechtgemachten Brote zu je 10 Stück auf einem Brett nach den vor dem Hause aufgestellten, wohl jedem bekannten fahrbaren Backöfen. Fünf Oefen sind gleichzeitig im Betrieb, so daß eine recht stattliche Anzahl Brote entsteht. Die fertig gebackenen, schön gebräunten, noch rauchenden Brote werden ins Haus hineingetragen, auf dessen einer Seite die abgekühlten Laibe auf bereitstehende Wagen zum Abtransport an die entsprechenden Truppenteile verladen werden. Von Hand zu Hand, wie die Maurer die Backsteine werfen,

Digitized by Google

werden die Brote aus dem Haus herausgegeben und dann kunstgerecht in den hohen Wagen eingesetzt. Im Hintergrund der Bäckerei breiten sich weithin die in diesem Jahr glücklicherweise recht üppig grünenden Saatfelder aus.

Die Fahrt geht nach fast zweistündigem Aufenthalt endlich weiter, vorüber bei dem Ort B. an dem scharfen Knie der unserer Front etwa parallel verlaufenden Bahnlinie. Zahlreiche, fast mannestiefe Granattrichter im Boden, dicht am Schienenstrang und in nur geringer Entfernung davon, zeigen, wie genau seinerzeit die Franzosen die strategisch so wichtige Bahnstrecke zu beschießen verstanden. Glücklicherweise ließ sich der verhältnismäßig geringe Schaden, den die etwa 200 Schuß mit 28 Zentimetergeschossen aus 14 Kilometer Entfernung anrichteten, rasch wieder herstellen.

Wir sind der Stellung unserer Truppen schon recht nahe gerückt. Fesselballons tauchen am Horizont auf, deutsche und französische, und man darf bei dem klaren, sichtigen Wetter auch Fliegerangriffe auf die ausgedehnten Vorratsanlagen aller Orte entlang der Bahnstrecke erwarten. Und so kommt es auch. Wir sind um zwei Stationen weitergefahren, als hoch am Himmel plötzlich gleich Watteflöckchen die bekannten weißen Schrapnellwölkchen zu entdecken sind. Bei der klaren, stillen Luft schweben diese noch lange Zeit an dem blauen Himmel, ganz allmählich und langsam sich auflösend und somit den zurückgelegten Weg des Fliegers anzeigend. Alsbald gelingt es auch, einen in schwindelnder Höhe kreisenden feindlichen Flieger mit dem Glas zu entdecken und genauer zu verfolgen. Bald rechts, bald links sich wendend, sucht er den platzenden Schrapnells zu entweichen, bis er, die Ergebnislosigkeit seines ursprünglichen Vorhabens einsehend, nach seinem Herkunftsort abdreht. Im Verlauf von fast zwei Stunden kann man sechs derartige Fliegerbeschießungen beobachten, eine sogar so nahe, daß mir eine ganz charakteristische Aufnahme des Vorganges gelingt.

Mit beträchtlicher Verspätung erreichen wir kurz vor 10 Uhr unsere Endstation, wo unterdessen die Patienten, die uns schon lange erwarteten, das Liegen in der wärmenden

Digitized by Google

Frühlingssonne durchaus nicht unangenehm empfunden haben. Nachdem uns die Krankengeschichten ausgehändigt sind, beginnt sofort das Einladen. Während dieses sonst an den Orten in der Nähe der Front von militärischen Krankenträgern ausgeführt wird, sind diese infolge anderweitiger dienstlicher Verpflichtungen nicht zur Stelle, und wir Pfleger, ja sogar die Schwestern, besorgen selbst eifrig das Einladen. Immerhin bleiben mir noch einige Minuten übrig, ein im Ort gelegenes, mit einem französischen Volltreffer bedachtes Gebäude zu beschauen. Es ist dies das einzige ernstlich angekratzte Haus des Ortes, den die Franzosen aus 12 Kilometer Entfernung so ausgiebig mit schwerkalibrigen Granaten befunkten; mehrere das Haus bewohnende Frauen und Kinder kamen hierbei um. Außerdem erlitt vor einigen Tagen das Bahnhofsgebäude kleinere Beschädigungen, so daß seine Diensträume verlegt wurden, und ein in seiner Nähe stehender, hochbeladener Heuwagen erhielt einen Volltreffer; alle anderen Granaten gingen zu kurz in die Sümpfe nieder.

Wenn man sieht, wie Tod und Verderben ganze Ortschaften und weithin auch die Landschaft verwüsten, so sollten sich unsere hinter schützenden Mauern und in geordneten Verhältnissen sitzenden Landsleute wahrhaftig nicht beklagen, wenn sie jetzt ihre Butter einmal etwas dünner auf das Brot streichen müssen und sich auch sonst etwas krumm zu legen haben. Sie sollten wenigstens auch in ihrer Weise durch Enthaltsamkeit und Opfermut, dankbar, daß die Kriegsgreuel von unserem Lande ferngehalten sind, ihr Scherflein zu der großen, vaterlandsschützenden Arbeit beitragen, an der sich draußen unsere braven, tapferen Feldgrauen, nicht achtend Leben und Gesundheit, dauernd betätigen.

Nach Umsetzung der Maschine geht die Fahrt wieder zurück. um noch an verschiedenen Orten Verwundete und Kranke aufzunehmen.

Auf den gut angelegten französischen Landstraßen sehen wir lange Proviant- und Bagagekolonnen dahinziehen, gezogen von wundervollem Pferdematerial, geführt von nicht minder kraftstrotzenden Landsturmgestalten. Truppenteile ge-

Digitized by Google

wahrt man auf weiten Rasenplätzen wie auf dem heimatlichen Exerzierplatz ihre Uebungen ausführen und beim Klange der Musik Parademarsch einüben. Auf den weitausgedehnten, saftigen Wiesen tummeln sich große Pferde- und Rindviehherden, während die ersten Störche dieses Jahres in den sumpfigen Stellen der Gegend dahinspazieren. Bilder des grausigen Krieges und des tiefsten Friedens findet man hier draußen vereinigt.

Wir berühren wieder die obenerwähnte Stelle an der Umbiegung der Bahnlinie bei B . . . und können, dank einem kurzen Aufenthalte, die Beschädigungen etwas eingehender besichtigen. Immer wieder muß man die Genauigkeit der feindlichen Beschießung bewundern und kann nicht genug über das Glück staunen, daß kein größerer Schaden an dem wichtigen Eisenbahnknotenpunkt angerichtet worden ist, obwohl auch ein Volltreffer Bahnkörper und Schienenstrang unmittelbar getroffen hat.

Während wir noch eifrig mit dem Schauen beschäftigt sind und einige der hier nur noch spärlich aufzufindenden Granatsplitter auflesen, ertönt der Pfiff zur Weiterfahrt, und wir kehren eiligst zu unseren Wagen zurück. Die Fahrt geht glatt weiter zum Sammelpunkt der Zugteile, von wo aus der ganze Zug in dreitägiger Fahrt die Patienten der ersehnten Heimat zuführen soll.

Digitized by Google

11. In und um Sedan.

Sedan — der Klang dieſes Namens erweckt in aller Deutſchen Herzen eine frohe Erinnerung an das glorreiche Jahr 1870. Wie lauſchten doch die Enkel, wenn der Großvater zu erzählen begann, wie das gewaltige franzöſiſche Heer hier eingeſchloſſen wurde und ſich endlich mit ſeinem Kaiſer an der Spitze ergeben mußte! Wie oft haben die Enkel dann den Tag von Sedan in der Schule gefeiert! Welche Gefühle ſind wohl in ihnen wach geworden, wenn ſie der jetzige Krieg auf dieſen hiſtoriſchen Boden geführt hat!

Ueber der Stadt ragt die Zitadelle empor, weithin ſichtbar. Die Stadt ſelbſt birgt eine Anzahl großer Lazarette. Wir gehen an der Kaſerne Asfeld vorüber zum Heldenfriedhof St. Charles. Ungefähr in der Mitte befindet ſich die Ruheſtätte der Gefallenen des jetzigen Krieges. Noch im Tode liegen ſie in Reih und Glied. Jeder, Offizier wie Manſchaften, haben das gleiche, große, ſchwarze Kreuz. Im Tode iſt jeder Rang ausgelöſcht, die Offiziere liegen mitten unter den Soldaten. Ein ſchlichter, grüner Raſen deckt ſie alle. Der Friedhof iſt ſchön, wunderſchön. Auch ſeine Lage iſt einzig. Ueber ganz Sedan hinweg kann man bis zu den Ardennen hinüberblicken, und gleich einer Karte entrollt ſich das ganze Landſchaftsbild vor unſeren Augen. Tiefe Stille ringsum, nur von Weſten her das ununterbrochene dumpfe Grollen, das über die Berge herüberdringt, Tag für Tag, Woche für Woche, Sommer wie Winter. Im ganzen ruhen hier 550 Mann, faſt alle gefallen in der Schlacht am 28. Auguſt. Der Ehrenfriedhof wird von einer Säulenhalle gekrönt. Sie trägt die Inſchrift:

Digitized by Google

„Kämpfend für Kaiser und Reich, nahm Gott uns die irdische Hülle,
Jetzt, vom Irdischen frei, strahlt uns sein ewiges Licht!"
„Heilig die Stätte, die ihr durch blutige Opfer geweiht habt!
Dreimal heilig für uns durch das Opfer des Danks!"

Hinter der Säulenhalle steht ein großes goldenes Kreuz mit der Widmung:

„Den tapferen Kämpfern von 1914—. . . .

Von 1914—, die andere Zahl muß erst später ausgeführt werden.

Nur in seinem östlichen Teil weist Sedan Spuren dieses Krieges auf. Kamen die Deutschen 1870 von Norden, so wählten sie sich 1914 den Osten als Einfallsweg. Infolgedessen ist der Vorort Fond de Givonne vollständig in Trümmer gelegt.

Für die neu Angekommenen ist meist einer der ersten Ausflüge in die Umgebung von Sedan der nach Donchery. Der Weg dorthin ist historisch und erneuert lebhaft die Erinnerung an 1870. Man kommt vorüber an Schloß Bellevue, dem Schlosse, in dem sich Napoleon dem König von Preußen als Gefangener übergab. Es ist jetzt für den allgemeinen Besuch gesperrt. Den hübschen Park, aus dem die Türme und Mauern des zierlichen Schlosses herausragen, umzieht ein Zaun aus Stacheldraht, und ein Posten hält Wache. Im Anfang dieses Krieges hat Bellevue empfindlich gelitten, jetzt ist es unbewohnt, und seine Fenster sind mit Brettern verhüllt. Auf einer Wiese unweit des Schlosses sieht man drei deutsche Soldatengräber von 1914; niedrige, lehmgelbe, mit Holzkreuzen gekrönte Hügel, mit vertrockneten Kränzen und Laubgewinden geschmückt.

Kurz vor Donchery liegt links an der Landstraße ein altes, kleines, einsames Haus, das Weberhäuschen, in dem die bekannte Unterredung Bismarcks mit Napoleon stattfand; die Situation ist durch A. v. Werners Bild bekannt. Die Hüterin dieses Hauses hat als Sechsundzwanzigjährige das denkwürdige Ereignis von 1870 mit angesehen; jetzt ist

Digitized by Google

sie eine Greisin mit weißem Haar, die alte Madame Fournaise. Gerne zeigt sie jedem Besucher das niedere, einfache Stübchen, in dessen Mitte ein Tisch mit zwei Stühlen steht. Auf einem hat Napoleon gesessen, auf dem anderen Bismarck. In einem Glaskasten auf dem Tisch bewahrt Madame Fournaise als ein Heiligtum die mit Goldstücken beschwerten Visitenkarten, die sie im Laufe der Zeit von vielen hohen Gästen bekommen hat. Die ersten 4 Zwanzigfrankstücke liegen auf einem Zettel, der die Aufschrift trägt: Donnés par sa Majesté l'Empereur Napoleon III. à Madame Fournaise le 2. Septembre 1870." Aus diesem Kriege stammen u. a. die Unterschriften des türkischen Prinzen Abdul Rahim, des österreichischen Generalstabschefs Konrad von Hötzendorf, des Reichskanzlers, des deutschen Kronprinzen und des deutschen Kaisers, der sich mit Guillaume J. R. eingeschrieben hat. Läßt man sich mit Madame Fournaise in ein Gespräch ein, das sich meistens an Hand der aufbewahrten Erinnerungen entspinnt, so erzählt sie mit Vorliebe, wie sie mit ihrer Familie während der Kämpfe von 1870 im Keller saß und die Granaten heulten, die über ihr Häuschen hinwegflogen; nicht anders wäre es auch 1914 wieder gewesen bei dem erbitterten Kampf um Donchery. An der Wand hängt inmitten der zahllosen Namenszüge der Besucher auch ein großes Bismarckbild, das ein Landsturmbataillon im Januar 1915 der Frau für ihr Zimmer gestiftet hat. Vor dem Weggange drückt sie uns gerne einen Stempel auf die Postkarten: „Maison de la première entrevue Donchery 1870", manchmal schreibt sie auch ihren Namen darunter.

Bei dem Weitergehen gelangen wir bald nach dem vollständig zerstörten Donchery, das nur noch aus einem großen Schutthaufen besteht. Da die Maasbrücke ebenfalls in Trümmern liegt, bleibt einem keine andere Wahl, als mühsam und nicht ganz ohne Gefahr über die schwankenden Leitern hinüberzuturnen. Glücklich am anderen Ufer angekommen, sieht man sich einer großen Ruinenstadt gegenüber. Straßen, durch die ein Weg führt, findet man nur noch wenige. Die Kirche hat ebenfalls mehrere Volltreffer erhalten, ist aber sonst das einzige größere Bauwerk, das nicht in Schutt und Asche

Digitized by Google

Weberhäuschen in Donchery

Schloß Gottfrieds von Bouillon

Digitized by Google

liegt. Von einem Waisenhaus steht nur noch die Giebelwand. Oben an dem Dachfirst glänzt noch ein Kreuz, dessen einer Querbalken abgerissen ist. Beim Ueberschreiten der Trümmerstätte kann man die vielen Bettgestelle der ehemaligen Bewohner sehen. Sie stehen alle noch, natürlich verrostet und verbeult, in Reih und Glied, vom kleinsten Kinderbettchen bis hinauf zur größten Lagerstätte. Zivilisten begegnet man kaum, nur einige Frauen hantieren in dem ehemaligen Ort herum. Auf den Trümmerstätten spielen heute französische Kinder, mit Holzsäbeln bewaffnet, ein Kriegsspiel.

Auf dem Rückweg bringt uns ein feldgrauer Fährmann mit seinem Nachen über die Maas, und wir erklettern nun die Höhe zum Schloß Donchery. 1870 war es der Standort von Moltke. Während der Schlacht 1914 hatte Joffre längere Zeit sein Hauptquartier an derselben Stelle aufgeschlagen. Einige Granaten haben dann auch ihren Weg hierher gefunden. Ueber das beschädigte Dach hat die deutsche Heeresverwaltung sorgsam ein Segeltuch gebreitet. Den umliegenden Bäumen sind die Kronen abrasiert.

Weiter führt unser Weg durch den Wald, und man gelangt bald auf einen schönen, von hohen Kiefern umgebenen Privatweg, der zu einem herrschaftlichen Schlößchen führt. Um in den eigentlichen Park zu gelangen, braucht man nicht bis zum weißen Eingangspförtchen zu gehen, da eine Granate in die hohe Mauer eine breite Bresche geschlagen hat. Der großartig angelegte Park muß vor dem Krieg in einziger Pracht und Schönheit dagestanden haben, noch jetzt, nachdem die rauhe Kriegeshand hier gewütet hat, bietet er ein stolzes, majestätisches Bild. Kaum ein Baum ist ohne Kugelschrammen. Viele sind entwurzelt und versperren den Weg. Man sieht mehrere für 5—6 Mann eingerichtete Brustwehren, Bäume, Steine und Erde dienten zum Schutz. Sie sind meist halbkreisförmig angelegt, da man anscheinend nicht genau wußte, wo der Feind zuerst die Mauer übersteigen würde. Um ein kleines Gartenhäuschen aus Stein muß ein harter Kampf getobt haben, denn rund herum sieht man die Spuren der Geschosse. Die Tür ist

Digitized by Google

von der Axt zersplittert. Im Innern liegt alles kunterbunt durcheinander, Tische, Stühle, Fensterläden, alles kreuz und quer. In die Wände sind zahlreiche Infanteriekugeln eingeschlagen. Viele dunkelrote, beinahe schwarze Spritzer, die höchstwahrscheinlich von Blut herstammen, umrahmen die Einschläge. An der Wand, dem auf dem Kopf stehenden Ofen gegenüber, hängt noch eine größere Photographie. Sie stellt drei Kinder dar, zwei Jungen und ein kleines Mädchen, das auf einem riesigen Bernhardiner reitet.

Querfeldein gelangt man bald zum Dorf Cheveuse. Man begegnet unterwegs überall Massengräbern mit 70, 30 oder 10 Toten. Nicht weit ist es von hier über die großen Schlachtfelder von Noyers nach Bazeilles mit seiner Totenkammer. Diese Katakomben sind eine Gefühlsroheit sondergleichen der französischen Regierung. Da die 1870 gefallenen deutschen und französischen Krieger auf dem ganzen Schlachtfeld von Sedan verstreut, wo sie gerade gefunden wurden, bestattet waren, bildeten sie für die Bauern gar bald ein großes Hindernis bei der Feldarbeit. Deshalb ließ die französische Regierung in den Jahren 1876—77 auf dem Kirchhof von Bazeilles eine Art Mausoleum errichten, wohin die Gebeine aller Toten gebracht wurden. Aber anstatt unter, wurden sie über der Erde beigesetzt.

Man kommt durch die Friedhofspforte und schreitet zunächst durch eine lange Baumreihe, die auf einen Gedenkstein mündet: „Den gefallenen Söhnen Bayerns" gewidmet. Unmittelbar dahinter befindet sich der Eingang zur Totenkammer. In einem langgestreckten, dunklen Gewölbe führt ein Gang durch die Mitte mit 14 Zellen auf beiden Seiten. In den 7 gen Osten ruhen die Deutschen und in den 7 gen Westen die Franzosen. Vorne liegen die verstaubten Totenschädel, denen sich die anderen Knochenteile anschließen. Für den Besucher, der die Halle durchschreitet, bilden sie eine Art Spalier. Mancher Schädel hat ein Einschußloch aufzuweisen, mancher ist durch einen Schlag zertrümmert, viele sind noch ganz unversehrt. Wie uns der Wärter erzählt, hat eine französische Offiziersfrau ganz bestimmt geglaubt, den durch

Digitized by Google

zwei Kugeln durchbohrten Schädel ihres Mannes erkannt zu haben. Jahrelang legte sie deshalb an seinem Geburtstage einen Kranz duftiger Rosen hier nieder. Mancher Fuß- und Beinknochen steckt noch in einem Stiefelschaft und ragt schaurig hervor. Auch eine französische Rote Kreuz-Schwester liegt mitten zwischen den Soldaten. Man erkennt sie an ihrem Schädel, an dem noch die langen Haare sichtbar sind. Im ganzen ruhen hier 1063 Deutsche und 998 Franzosen. Glücklicherweise machte die deutsche Heeresleitung, nachdem sie 1914 Sedan besetzt hatte, einen Strich durch diese öffentliche Schaustellung. Während die französische Seite unberührt blieb, wurden die Gebeine der Deutschen endlich unter die Erde geschafft. So sieht man jetzt in den östlichen Zellen nur noch einen großen Sarkophag aus Zement stehen, unter dem die Toten in einem gemeinsamen Grab ruhen.

Als ein historischer Ort wird von den Franzosen die in der Nähe liegende „Maison des derniéres cartouches" angesehen. 1870 kämpften hier 40 das Haus verteidigende Franzosen gegen die anstürmenden Bayern. Sie wehrten sich bis zur letzten Patrone, daher der Name, „jusqu' à la dernière cartouche." Das obere Stockwerk ist noch völlig erhalten, unten ist ein kleines Museum, in dem u. a. eine hohe Standuhr steht, die mittags 11½ Uhr stehen blieb, als sie von einer Kugel getroffen wurde.

Ein schöner Ausflug ist auch der nach Bouillon. Man besteigt in Sedan ein nur Sonntags Personen beförderndes Nebenbähnchen. Dieses erklimmt mühsam schnaufend eine Höhe und bringt uns dann, der in vielen Serpentinen angelegten Straße folgend, vorbei an prächtigen Waldungen und klaren Teichen in etwa 1½ Stunden ins Tal der Semois. Bezaubernd und überwältigend liegt unerwartet das stolze Schloß da. Durch das saubere belgische Städtchen gleichen Namens führt der Weg nach dem alten Sitz Gottfrieds herauf. Es ist lohnend, die Burg von innen zu betrachten, viel lohnender aber, in das von dem Flusse tief in die bewaldeten Ardennen eingeengte Tal zu schauen. Es ist ein wundervoller Blick.

Digitized by Google

Auf dem Rückweg nach Sedan begegnen uns junge Truppen, die gerade aus der Front kommen und einige Erholungstage verbringen. Laut schallt uns ihr Gesang entgegen:

„Sedan, große Völkerschlacht, deine Toten leben.
Frankreichs ganze Kaisermacht mußte sich ergeben.
Tambours wirbeln auf und ab. Vorwärts Grenadiere!
In Paris wird Halt gemacht, da gibts erst Quartiere!"

Digitized by Google

12. Dienstfrei und Urlaub. — Quartiere.

Dienstfrei und Urlaub.

Dienstfreie Tage hatte die Besatzung des Lazarettzuges im Feindesland, wenn der Zug an seinem Abstellort angekommen war und nicht gleich vorgezogen wurde, sei es, daß in dem Gebiete, für das er bestimmt war, eine Pause in der Kampftätigkeit eingetreten war, sei es, daß die Zufahrtslinien durch Truppen-, Munitions-, Proviantzüge zu stark belastet waren. Der Befehl zum Vorfahren ließ dann zuweilen auf sich warten. Während dieser Wartetage wurde der Abstellort gründlich besichtigt, und es konnten Ausflüge in die Umgebung unternommen werden. In den vorausgehenden Aufsätzen ist ja mehrfach von solchen berichtet worden.

In Deutschland gab es gewöhnlich dienstfrei oder Urlaub, wenn der Zug Reparaturen erforderte, die nicht so rasch zu erledigen waren, ferner, wenn sich beim fahrbereiten Zug, aus gleichen Gründen wie oben angeführt, der Abruf verzögerte, was auch manchmal Tage dauerte, endlich wenn nach einer oder mehreren sehr anstrengenden Fahrten ein wenig Erholung dringend wünschenswert erschien. Dann war uns Gelegenheit geboten, deutsche Städte und deutsches Land genauer anzusehen, als dies vom Zug aus geschehen konnte, wo man ja auch schon vieles von den durchfahrenen Landschaften sah und eine Fülle interessanter Eindrücke gewann. Gerade dieses Herumkommen in den verschiedensten Gegenden ist etwas Schönes an dem Dienst in einem Lazarettzug und entschädigt für zahlreiche schwere Stunden der Arbeit und Anstrengung bei den Vollfahrten. Die meisten Pfleger hätten wohl ihr Lebtag nicht halb soviel von Deutschland

Digitized by Google

gesehen, wenn sie nicht auf dem O 3 gewesen wären. Das ständige Fahren allerdings muß man vertragen können. Während gestern der Zug 8 Kilometer hinter der Kampflinie an der Somme Verwundete aufnahm, ist er heute in Aachen, um in glatter Reise morgen in Berlin auszuladen und nach sehr kurzem Aufenthalt alsbald wieder frontwärts zu rollen. Unsere längste ununterbrochene Fahrt ging von 15 Kilometer östlich von Reims bis nach Breslau, und von hier, aus dringenden Umständen veranlaßt, sofort nach Darmstadt, sie dauerte 98 Stunden.

Eine reiche Anzahl von Städten in West-, Süd- und Mitteldeutschland, eine kleinere in Ostdeutschland haben wir auf den 50 Fahrten besucht; man vergleiche das Uebersichtskärtchen. Meist war jede Stadt zugleich Auslade- und Abstellort. Dies braucht aber natürlich nicht stets so zu sein, und wir haben öfters bei derselben Fahrt in zwei oder drei Städten ausgeladen, hier mehr oder weniger Aufenthalt gehabt und sind dann schließlich in einer anderen abgestellt worden. Die Wahl des Abstellortes hat hauptsächlich bahntechnische Gründe. In der Zeit, in der es für uns besonders viel zu tun gab (Herbst 1915, Sommer 1916) wurde der Zug oft überhaupt nicht abgestellt, sondern fuhr, wenn das Ausladen beendet war, nach ganz geringer, nur nach Stunden zählender Pause gleich wieder nach dem Westen zurück. Von den Städten, die wir besucht haben, seien folgende genannt: Augsburg, München, Nürnberg-Fürth, Cannstatt, Stuttgart, Kaiserslautern, Karlsruhe, Darmstadt, Limburg, Frankfurt a. M., Stolberg, Koblenz, Köln-Mühlheim, Bonn, Brühl, Krefeld, München-Gladbach, Kassel, Göttingen, Braunschweig, Cöthen, Eisenach, Gera, Meiningen, Potsdam, Tegel, Berlin-Grunewald, Breslau, Leipzig-Engelsdorf, Chemnitz, Dresden. Einige konnten nur flüchtig geschaut werden, andere durften wir gründlicher studieren, z. B. Nürnberg, „des heiligen römischen Reiches Schatzkästlein". Da ließen es sich einige von uns nicht entgehen, neben den weltberühmten Sehenswürdigkeiten ersten Ranges, wie Burg, Lorenzkirche, Sebalduskirche (mit Bratwurstglöcklein!), Markt u. a., auch

Digitized by Google

andere, weniger bekannte aufzusuchen und die malerische Schönheit von Innenhöfen und „stillen Winkeln" der alten Stadtteile auf sich wirken zu lassen.

Wenn es die Zeit erlaubte, wurde von vielen nicht unterlassen, die nähere und weitere Umgebung des Abstellortes wenigstens flüchtig zu durchwandern. Hierbei taten sich gewöhnlich mehrere Pfleger, die sich im Laufe der Monate allmählich enger einander angeschlossen hatten, zu kleinen Gruppen zusammen. So wurde von München aus ein Abstecher nach dem Starnberger See gemacht. Von Kassel aus ging man nach Wilhelmshöhe mit seinem herrlichen Park, seinen Wasserkünsten und seinem Herkules, bei dem einige Pfleger feststellten, daß er einen Wadenschuß und wahrscheinlich infolge des langen Stehens Plattfüße hätte. Bei einem kurzen Aufenthalt in Eisenach wurde der Besuch der Wartburg, der Drachenschlucht und der Hohen Sonne nicht versäumt. Von Braunschweig aus besuchte eine Gruppe Hildesheim, Goslar und einige andere Orte des Harzes, der im März 1916 noch im prächtigsten Winterkleide prangte. In kurzem Pfingsturlaub von Dresden aus durchstreiften zwei Pfleger etliche Gebiete der Sächsischen Schweiz. Zu gleicher Zeit lenkte ein anderer seine Schritte nach Mecklenburg, um in diesem nahrhaften Lande seine Großmutter einmal wieder zu sehen, und ein dritter, unser Wandervogel, strebte rasch über Naumburg, wo er dem großen Bundestag der deutschen Wandervögel beigewohnt hatte, über Thüringer- und Frankenwald zum Main. Von Kaiserslautern aus sah man sich Teile des Pfälzerwaldes an.

Viele Stadtverwaltungen zeigten uns freundliches Entgegenkommen: freier Eintritt in die Museen und Sammlungen und öffentlichen Gebäude; freie Fahrt auf der Elektrischen, kostenlose Benutzung der Badeanstalten, einigemale sogar freie Theaterplätze. In manchen Betrieb durfte Einblick getan werden, so in Krankenhäuser, in Eisenbahnwerkstätten, in Schlachthöfe, in Krematorien. Wer wollte, konnte viel lernen.

Digitized by Google

Quartiere.*)

Mit dem Kapitel „Dienstfrei und Urlaub" hängt eng zusammen das vom „Quartier". Wann bezog das Personal vom O 3 Quartier? Niemals geschah das in Feindesland, also in Belgien und Frankreich. Da bot uns der Zug immer Wohnung und Verköstigung, selbst wenn es einen Aufenthalt von mehreren Tagen gab. Anders daheim in Deutschland. Hier verblieben wir eigentlich bloß dann auf dem Zuge, wenn nur kurze Zeit zwischen zwei Fahrten lag, wie es z. B. während der Champagneoffensive im Herbst 1915 und während der Sommeschlacht seit Juni 1916 der Fall war. Da konnte oft nur die Ergänzung der Verbandstoffe und Heilmittel stattfinden und die allernotwendigste Säuberung der Wagen vorgenommen werden, schnell ging es wieder hinaus. Sonst mußten aus verschiedenen Gründen, meist finanzieller oder bahntechnischer Art (Reparaturen, Abstellung auf einem großen Bahnhofe inmitten der Geleise u. a.) alle Wagen frei gemacht werden, und es gab Quartiere. Für Aerzte, Schwestern, Rechnungsführer, Zugführer, Wagenmeister Privatquartier, für die Pfleger Privat- oder Massenquartier. Letztere waren nicht gerade erwünscht, und jeder hätte lieber sein gewohntes Lager im Zuge aufgesucht. Als wir zum ersten Male alle zusammen in einer Landsturmkaserne die Nacht verbrachten, bekamen wir sogleich eine unangenehme Seite des Quartierlebens zu kosten; Flöhe und Wanzen plagten uns; mit einem gewissen Galgenhumor suchten wir uns darüber hinweg zu setzen. Kurz danach schliefen wir im alten Bahnhof von Karlsruhe. Der größte Teil der Pfleger hatte sich tagsüber im Zug richtig ausruhen können und obgleich noch eine gewisse Müdigkeit vorhanden war, regte sich alsbald der Uebermut. Wie das ja öfters in Massenquartieren vorkommt! Kaum war das Licht gelöscht, da flog ganz bescheiden ein Kissen quer durch den Saal. Gemütlich

*) Die folgenden Ausführungen beziehen sich nur auf die Zeit bis zum Sommer 1916; seitdem haben sich diese Verhältnisse ja wesentlich geändert.

Digitized by Google

kamen gleich darauf zwei wieder zurück, denen als schwerer Brummer ein großes Kopfkissen nachsauste. Dies war gewissermaßen das Zeichen zum allgemeinen Kampf. In kurzer Zeit wirbelten an die 40 Stück durch die Luft. Es dauerte auch nicht lange, so mußte auch der Herr Pfarrer seine anfängliche Neutralität aufgeben, da er das Hauptziel bildete. Von Zeit zu Zeit blitzte auch einmal der Schein einer elektrischen Taschenlampe auf. Gewöhnlich lenkte dieser Scheinwerfer dann das Feuer auf sich und verschwand schleunigst wieder. Mehrmals flaute der Kampf ab, um bald wieder mit doppelter Macht einzusetzen. Das allerschlimmste aber war, daß die Betten mit Rädern versehen waren, und so rollte manches mit seinen Insassen von einem zum andern Saalende.

Wiederholt wurden wir alle in ein einziges Gasthaus gelegt, aber zu mehreren auf die einzelnen Zimmer verteilt. Das war, falls Zimmer, Bett und Essen befriedigten, viel schöner, manchmal sogar sehr schön. So hatten wir es in einem Gasthaus in Cannstatt und in München ausgezeichnet gut, und mit lebhafter Anerkennung und herzlichem Dank gegen die zuvorkommenden Wirtsleute verließen wir alle diese gastlichen Stätten. In der Pfalz kamen wir einmal in ein Wirtshaus mit dem tönenden Namen „Zum bayerischen Hiesel-Schlamassel". Mit den kleinen Federdecken geriet mehr als einer in Widerspruch, besonders diejenigen, die sich beträchtlicher Körperlänge erfreuten. Im Lazarettzuge ist diese Eigenschaft oft eine praktische Zugabe, hier dagegen war sie es nicht. Streckte sich ein solcher Pfleger richtig und behaglich aus und zog dabei die Decke entsprechend an, so ragten die Füße und ein gutes Stück Unterschenkel frei nach unten heraus. Und wenn er sich zusammenrollte, wie es ein Igel wohl nicht besser kann, dann war die Decke so schmal, daß an beiden Seiten etliche Körperteile unbedeckt blieben. So kam es, daß unser rechter Flügelmann abends mit Weste, Hose und Wickelgamaschen in seinen „Unterstand" kroch, wie wir unser Nachtlager nannten.

Die Privatquartiere waren naturgemäß im allgemeinen verschieden, je nach der Gegend; anders in einer Fabrik-

Digitized by Google

stadt, als in einer ruhigen Residenz; anders in einer Großstadt, als in einem Landstädtchen; anders in Schwaben und Bayern als in Braunschweig und Sachsen. Ueberall aber merkte man den löblichen Willen der Bewohner, uns Gutes zu erweisen, denn immer waren wir mit Verpflegung einquartiert, nur unser Brot brachten wir in den meisten Fällen mit. Im besonderen galt, wie für alles auf dieser Erde, so auch hier der Satz „Glück muß der Mensch haben". Einmal trafen wir es glänzend, ein andermal weniger gut. So klopfte ein Pfleger wohlgemut bei einem Schuhmachermeister an, bei dem er Unterkommen finden sollte. Er trat aber schneller heraus, als er eingetreten war. Die Räumlichkeiten bestanden aus einer Werkstätte, einer Küche und einer Stube. Diese vereinigte in sich gleichzeitig Wohn-, Eß- und Schlafzimmer. Es standen zwei Betten darin, und in dem einen schlief der Meister nebst Gemahlin, in dem anderen sollte sich der Pfleger mit dem Gesellen den Platz teilen. Ein anderer Pfleger empfing in einer größeren bayerischen Stadt seinen Quartierschein. Als er an die bezeichnete Wohnung kam, hörte er, daß der Quartierwirt schon geraume Zeit gestorben, der Haushalt aufgelöst sei. In einer rheinischen Stadt wurde zwei Pflegern von einem wohlhabenden Fabrikanten das richtige Stabsoffizierquartier geboten. Sie wohnten in zwei herrlichen Zimmern, speisten hochfein zu Mittag und erhielten je eine Flasche Wein und ein gebratenes Rebhuhn mit auf die Reise — beneidenswert! Unser Wandervogel fand einmal ein Quartier so recht nach seinem Geschmack bei einem Bäckermeister. Er bekam — es war in der ersten Hälfte von 1915 — morgens und nachmittags ganze Kuchenberge aufgebaut. Meist dauerte es nicht lange, und mit einem stolzen Siegerlächeln blickte er auf einen blanken Teller. —

Eine erwünschte Abwechslung brachte der Heimatsurlaub, denn das Quartier zu Hause bezog man doch immer wieder gerne.

* * *

Digitized by Google

Iſt der Urlaub zu Ende, dann geht es mit friſcher Kraft an die neue Arbeit, die nicht lange auf ſich warten läßt. Während der Fahrt nach der Front hin vereinigen ſich die Pfleger abends in ihren Mannſchaftswagen zu einem gemütlichen Unterhaltungsſtündchen. Die Erlebniſſe während des Urlaubs und des Quartiers bieten ſehr ausgiebigen Geſprächsſtoff. Einige ſpielen Schach, mehrere Skat, alle rauchen ihr Pfeifchen oder ihre Zigarren. Bier und Wein, ſelbſt Waſſer werden verſchmäht, aus dem einfachen Grund, weil von dieſen Stoffen nichts vorhanden iſt. In einem der drei Mannſchaftswagen läßt faſt ſtets ein Grammophon ſeine Weiſen ertönen. Es iſt eine Liebesgabe und hat mit ſeinen 75 Platten ſchon vielen Verwundeten die Stunden verkürzt, auf der Leerfahrt aber auch mehr als einem muſikaliſchen und nervöſen Pfleger den betreffenden Mannſchaftswagen gründlich verleidet, wenn es zu häufig in Tätigkeit trat. Schneit, regnet oder ſtürmt es draußen, ſo iſt es hier drinnen doppelt gemütlich.

Digitized by Google

13. Zwiſchen zwei Fahrten. — Großes Reinemachen.

Der Zug hat ſeine Verwundeten glücklich an dem beſtimmten Ort in der Heimat ausgeladen. Er bleibt hier bis zur nächſten Fahrt oder wird aus bahntechniſchen Gründen in einem Ort der Nachbarſchaft abgeſtellt. Sofort beginnt großes Reinemachen; Hand in Hand damit gehen die Vorbereitungen für die nächſte Fahrt.

Zunächſt ziehen die Pfleger die Betten ab, ſchnüren die Wäſche in Bündel und füllen die Wäſchezettel aus, die, etwa 30, alsbald von einer Schweſter eingeſammelt werden. Die Oberſchweſter zählt zuſammen und ſchreibt den Hauptzettel für die Wäſcherei; in ein beſonderes, von ihr geführtes Buch kommt der gleiche Eintrag. Eine Großwäſcherei, mit der ſie ſich gewöhnlich ſchon ſofort nach Ankunft des Zuges in telephoniſche Verbindung geſetzt hat, holt alsbald die ſchmutzige Wäſche ab. Eine andere Schweſter ſammelt in allen Wagen die während der Fahrt gebrauchten Luftkränze, Reiſenbahren und Prießnitzumſchläge und bringt ſie in den Verbandraum. Hier werden ſie ſpäter, bevor das Putzen dieſes Raumes beginnt, mit Seife und Sublimat gereinigt. Bei jeder Fahrt, ſelbſt bei der kürzeſten, entſteht viel Staub und Schmutz. Jeder Pfleger kehrt deshalb zunächſt in ſeinem Wagen den Boden und zieht ihn feucht auf. Die Matratzen und Seitenpolſter werden von den Bahren losgebunden und im Freien tüchtig ausgeklopft und gebürſtet. Alles, was aus den Wagen herauszunehmen iſt, wird auf die Plattform oder ins Freie geſtellt und gelüftet; namentlich für Matratzen und Wolldecken iſt ſtrahlende Sonne ſehr erwünſcht. Im Wagen iſt jetzt Platz genug, um jede Bahre feucht abzuwaſchen, Decke und Wände (Heiz-

Digitized by Google

röhren und Kloset nicht zu vergessen) mit Seifenwasser gründlich zu reinigen, die Fenster von innen zu putzen und zuletzt den Linoleumboden tüchtig zu schruppen. Nachdem dies alles erledigt ist, sieht der Wagen wieder sauber aus. Ordnungsgemäß wird er wieder eingeräumt, und nachdem auch noch die Türklingen und die Außenseite der Fenster geputzt sind, ist für die Pfleger die Hauptarbeit geleistet. Die Mannschaftswagen (bei unserem Zuge drei) reinigen die betreffenden Bewohner gemeinsam in ähnlicher eingehender Art.

Die Schwestern haben unterdessen die gleiche Putztätigkeit auf ihren Wohnraum, ihre Schlafkabinen und den Verbandraum erstreckt. Es geht ihnen flott von der Hand, so daß man meinen könnte, sie hätten dergleichen schon jahrelang geübt. Sind sie hiermit fertig, so begeben sie sich an das Ergänzen der verbrauchten Verbandstoffe. Es werden Tupfer gelegt, Kompressen gefaltet, Wattebäusche gerollt und alle diese Dinge in die Behälter des Sterilisators gefüllt. Der Sterilisator wird gut zugeschraubt, halb mit warmem Wasser gefüllt und danach 30 Minuten lang auf 100—105° Celsius gehalten. Bei unseren ersten Fahrten war die Sterilisation immer eine sehr zeitraubende Sache, weil die Schwestern unter Mithilfe des Apothekers oft stundenlang vor dem Spiritusbrenner des Apparates herumknieen mußten, bis er endlich in gewünschter Weise brannte. Bald aber gab es eine Aenderung zum Besseren, nämlich durch die Gasheizung. Die ganze Arbeit von Anfang bis zu Ende beansprucht seitdem nur etwa 45 Minuten. Abgesehen davon, daß sich der Brand viel billiger und bequemer erweist, ist es überdies möglich, selbst auf voller Fahrt zu sterilisieren, was bei dem Spiritusbetrieb nie ging. Durch einen unter dem Wagen angebrachten besonderen Gasbehälter und dadurch, daß unser tüchtiger Wagenmeister immer für genügend Gas sorgte, haben wir bis jetzt nie Mangel an Brennstoff gehabt.

Während der Sterilisation kochen die Schwestern, die auf der Fahrt benutzten Instrumente und Katheter aus. Dann wird der Apparat zur Warmwasserbereitung in Betrieb gesetzt. Eine Schwester, die sich durch längeres Waschen

Digitized by Google

die Hände steril gemacht hat, trocknet die Instrumente, schlägt sie in Tücher, die ebenfalls steril gemacht sind, und legt Tücher mit Inhalt in mit absolutem Alkohol ausgetrocknete Glasschalen. Da im Sommer bei einigermaßen Sonnenschein so wie so in den Wagen eine beträchtlich hohe Temperatur herrscht, so steigt bei der Sterilisation unter Umständen das Thermometer auf 38—40° Reaumur. Man kann gerade nicht behaupten, daß diese Arbeit im Sommer zu den angenehmsten gehört. Trotzdem eine reichliche Menge Verbandstoff im Voraus gerichtet wird, ist es bei langer Fahrt meistens nötig, unterwegs neuen Vorrat zu bereiten.

Aber es gibt noch mehr zu tun. Aus dem hintersten Wagen des Zuges, dem Gepäckwagen, ist mittlerweile ein 5 Kilo schwerer Ballen Zellstoff- und Polsterwatte geholt, und beides wird von den Schwestern in handliche, kleine, lose gewickelte Rollen verarbeitet. Ferner werden aus dem Vorrat von appretierter Gaze Stärkebinden (für später) geschnitten und gerollt, Kompressenmull und Watte aus der Apotheke empfangen, und endlich ergänzt jede Schwester noch ihren Verbandkorb, den sie beim Verbinden in den Wagen stets bei sich hat, und der die nötigsten Verbandmaterialien (Binden, Watte, Zellstoff, Polsterwatte, Leukoplast, Sicherheitsnadeln, Verbandschere u. a. m.) enthält.

Nun beginnen die Schwestern von drei verschiedenen Stellen des Zuges aus die Wagen zu durchwandern und mit Hilfe des betreffenden Pflegers die Gummiunterlagen beiderseits mit Sublimat abzuwaschen. Zugleich erkundigt sich die Schwester, ob bei der Fahrt irgend etwas abgerissen ist, z. B. Bänder an den Matratzen und an den Wäschesäcken, ob gar eine Feder an den Lagerstätten gesprungen ist, ob Torfmull benötigt wird, ob noch Urinflaschen, Wassergläser, Löffel vollzählig sind. Die der Ausbesserung bedürftigen Sachen werden aufgeschrieben und später ausgebessert; für die zerbrochenen Gegenstände werden die Ersatzstücke bei einem besonderen Appell verausgabt. Alle die in dieses „Ressort" gehörigen Sachen, ferner Aufwaschlumpen, Schrupper, Seife und Eßnäpfe u. a. haben die Schwestern

Digitized by Google

unter Verschluß, nur sie müssen auch für die Ergänzungen sorgen. Kommt nach 3 bis 4 Tagen die Wäsche, so zählen sie die Stücke nach und geben sie, nachdem die der Ausbesserung bedürftigen beiseite gelegt sind, an die Pfleger aus, die alsbald die Bett-Bahren neu beziehen. Die Ausbesserung besorgen die Schwestern in ihrem Aufenthaltsraum, der dann wie eine Nähstube aussieht.

Die Apotheke wird von dem Pfleger geputzt, der zugleich Apotheker ist. Hat er Wände, Decke, Boden, Tisch, Stühle und Gerätschaften gesäubert, so räumt er die Arznei-Traggestelle aus und bestimmt bei den einzelnen Medikamenten die verbrauchte Menge gewichtlich. Diese Gestelle — es sind drei vorhanden — dienen, ebenso wie die Verbandkörbchen der Schwestern beim Verbinden in den Krankenwagen. Jedes enthält die bei der Erneuerung der Verbände nötigsten Bestandteile, also Wasserstoffsuperoxyd, Seifenspiritus, Sublimat, Perubalsam, Vaselin, Jodtinktur, Alkohol absolutus, essigsaure Tonerde u. s. f. Ist der Inhalt dieser Gestelle wieder auf die verschiedenen Schränke verteilt, und sind die verbrauchten Mengen genau aufgeschrieben, dann begibt sich der Apotheker an die Listenführung. Das von den Aerzten während der Fahrt Verschriebene wird durchgesehen und jeder Bestandteil eingetragen. Die Buchführung ist so genau, daß jede einzelne Tablette berücksichtigt wird. Von Zeit zu Zeit, gewöhnlich nach fünf Fahrten, findet durch einen der Aerzte sogar eine „Revision" statt, d. h. es wird an Hand der geführten Listen der Bestand geprüft und nachgesehen, ob alles stimmt. Der Apotheker hat für den ganzen Apotheken-Betrieb (ob dieser in anderen Lazarettzügen in gleicher Weise vor sich geht, entzieht sich meiner Kenntnis) die Verantwortung, nur er allein ist daher auch berechtigt, die Medikamente zu verausgaben. Sind die auf einer Fahrt verbrauchten Mengen an Verbands- und Arzneimitteln in die betreffenden Listen eingetragen und auf anderen Listen auch die Kosten nach dem Einkaufspreis berechnet, dann ist dies zeitraubende Schreibgeschäft, das nicht in einem Tag erledigt werden kann, glücklich beendet.

Digitized by Google

Es muß aber noch viel mehr aufgeschrieben werden: die Verband- und Arzneimittel, die während der Vollfahrt „defekt" (fehlend) geworden und jetzt zu ergänzen sind. Diese Erneuerungen werden in den meisten Fällen, je nach dem Abstellort, durch Einkauf, seltener durch Ueberweisung aus einem Sanitätsspeicher vorgenommen. Das neu Beschaffte muß natürlich ebenfalls wieder genau gebucht werden. Weiterhin sind neue Lösungen anzufertigen, die Morphiumbestecke nachzusehen und aufzufüllen, verschiedene Flüssigkeiten zu filtrieren usw. Kurzum, man sieht, es gibt mehr zu tun, als sich der Laie wohl vorstellt.

Die Reinigung des Küchen- und Magazinwesens ist Sache der beiden Köche und des ihnen zugeteilten Pflegers. In kurzer Zeit wird alles wieder blitzblank.

Die Nahrungsmittel herbeizuschaffen gehört zu den Obliegenheiten des Rechnungsführers. Es wird das, je länger der Krieg dauert, um so schwieriger. Der Einkauf erschwert sich noch dadurch, daß man nicht alles Gewünschte an einer Stelle erhält. Brot wird meistens vom Proviantamt geliefert; Fleisch, Wurst, Fett, Kartoffeln, Gemüse, Kaffee und -Ersatz usw. müssen bei verschiedenen Geschäften erstanden werden. Manche Firmen bringen die von ihnen gelieferten Lebensmittel an den Zug. Vieles wird von den zum „Arbeitsdienst" kommandierten Pflegern geholt; Fleisch und Frischgemüse u. ä. natürlich erst kurz vor der Abfahrt. Die für die Verwundetenkost im beladenen Zuge meist in Betracht kommenden Lebensmittel, wie Brot, Fleisch, Nudeln, Reis, Kaffee, werden im Etappenhauptort eingenommen. Außerdem hat auch der Rechnungsführer viel mit den Listen zu arbeiten, die für den Betrieb des Zuges vorgeschrieben sind. Muß doch genau Rechenschaft abgelegt werden von allen Auslagen, seien es Löhnung oder Gehalt oder Verpflegungskosten. Der Gehilfe des Rechnungsführers (sonst Finanzbeamter, jetzt Pfleger) hat viel Schreibereien und Rechnereien damit: wie die Apothekenlisten, so müssen auch diese an die oberen Stellen eingeschickt werden. Eigentlich sollte er auch die Krankenlisten schreiben. Doch geht das aus Mangel an Zeit nicht, und diese werden an der Hand der

Digitized by Google

Im Verbandraum beim Sterilisieren

Ausbessern der Wäsche

Digitized by Google

von den einzelnen Pflegern ausgefüllten Formulare von einem oder zwei schreibgewandten Pflegern erledigt.

Und die Aerzte? Am besten haben es die Hilfsärzte, sie brauchen sich bis zur Bereitschaftserklärung für die neue Fahrt so gut wie gar nicht um Zugangelegenheiten zu sorgen. Anders ist es bei dem Chefarzt. Da sind zunächst die eingelaufenen Verfügungen der oberen Instanzen — und es wird viel verfügt — durchzusehen, zu ordnen, einzureihen; während der Vollfahrt erlaubte die ärztliche Tätigkeit solches nur zum kleineren Teile. Es sind Anfragen zu beantworten, Berichte abzufassen, Anträge zu stellen und andere dienstliche Schreiben der verschiedensten Art zu erledigen. Und wie mancher Kompagniechef sich um seine Kompagnie kümmert, auch ohne daß ein besonderer Dienst für ihn angesetzt ist, so sieht auch der Chefarzt öfters nach seinem Zuge und hält sich auf dem Laufenden, mehr, als mancher davon merkt.

Daß der Wagenmeister, der ja die Verantwortung für den Zug in bahntechnischer Hinsicht hat, nach dem Abstellen genügend zu tun hat, sei der Vollständigkeit halber wenigstens kurz erwähnt. So muß er alle 38 Wagen gründlich nachsehen und die nötigen Reparaturen der Werkstätte des Abstellortes unterbreiten. Er muß sein Augenmerk darauf richten, daß die Gaskessel und Wasserbehälter neu gefüllt werden, daß die Lampen in Ordnung sind und der Kohlenvorrat für die Heizwagen ergänzt wird. Das Reinigen der Heizkessel haben die Heizer zu besorgen. — Der Zug fährt gewöhnlich schon bald nach seiner Ankunft am Abstellort in die Werkstätte und verläßt sie oft recht kurz vor der Abfahrt.

Natürlich ist nicht nach jeder Fahrt soviel Zeit vorhanden, um alles das auszuführen, was im vorstehenden geschildert worden ist. Dann muß entsprechend gekürzt werden. Am wenigsten Zeit hatte der O 3 während der Champagne-Offensive im Herbst 1915 und während der Sommeschlacht im Sommer 1916. Da wurden sofort nach dem Ausladen nur die allernotwendigsten Sachen, meist Verbandstoffe und Heilmittel, eingekauft, Kohlen, Gas und Wasser eingenommen,

Digitized by Google

und nach wenigen Stunden Aufenthalt ging es wieder hinaus. Jetzt, auf der Fahrt, wurde erst die Wäsche abgezogen, die Wagen abgestaubt und aufgewaschen, neue Wäsche empfangen und die Bett-Bahren frisch bezogen. Auf einer Station, die wir regelmäßig auf der Hin- und Rückfahrt berührten, wurde die gebrauchte Wäsche herausgegeben. Dort wurde auch der telegraphisch bestellte Proviant eingenommen. So waren wir draußen sofort wieder bereit, neue, kostbare Fracht aufzunehmen.

Allerdings ist so ruhearmer Betrieb für Pfleger und Schwestern reichlich anstrengend, und mehr als einer, der sich freiwillig zum Lazarettzugsdienst gemeldet hatte, mußte bald einsehen, daß seine Kräfte doch nicht für die Anstrengungen ausreichten, die der Dienst an den Pfleger stellt.

Digitized by Google

14. Gefangene im Zuge.

Der erste Gefangene, den wir in Frankreich zur Beförderung nach Deutschland erhielten, war — ein Russe. Als Armierungssoldat hatte er weit hinter der deutschen Front gearbeitet, wegen Geistesgestörtheit sollte er mit unserem Zug in ein Lazarett gebracht werden. Auf der zwei Tage langen Fahrt sprach er kein Wort, sondern grübelte unaufhörlich. Sein Pfleger hatte in einer Beziehung viele Freude an ihm; nichts Eßbares blieb übrig, und über jeden Rest in den Schüsseln der mit im Wagen liegenden Verwundeten fiel er her. Eine weniger angenehme Eigenschaft hatte er außerdem. Alles, was irgendwie glänzte, wie Messer, Gabel, Löffel verschwand noch schneller als das Essen. Mehrmals am Tage untersuchte der Pfleger seine Taschen. Unter allgemeiner Heiterkeit der zusehenden Krieger wurde meist ein ganzer Kleinkramladen ausgepackt. Alles mögliche fand sich, von den Korken der Selterwasserflaschen bis zu einem feinen, mit Perlmutter- und Silbergriff versehenen Taschenmesser, dies hatte er in einem unbewachten Augenblick aus dem Rock eines schlafenden Kranken gestohlen. Im Verlaufe der Fahrt blieb keiner der Wageninsassen von einem solchen Russenbesuch verschont, und bei jeder Taschenuntersuchung entdeckte der eine oder andere etwas von seinem Eigentum. — Andere Russen haben wir nur spärlich gehabt, sie waren normaler veranlagt. Alle kamen sie von unserer Front.

Franzosen und Engländer gab es auf manchen Fahrten. Eines Franzosen, der meinem Wagen angehörte, will ich näher gedenken. Er hatte einen Nackenschuß, der bereits auf gutem Wege zur Heilung war. Am zweiten Tage erlaubte ich ihm aufzustehen, dafür erwies er sich dankbar und half mir, wo er nur konnte. Die Fahrt im O 3 bot ihm recht viel

Digitized by Google

Interessantes. Mittags ging er mit mir zur Küche, ich nahm den Eßeimer, er den Brotkorb. Damit er in seinen roten Hosen auf unserer Wanderung durch die einzelnen Wagen nicht so auffallen sollte, gab ich ihm einen deutschen Artilleriemantel, der ihm viel zu groß war. Er mußte auch sehr darüber lachen und ging zunächst von Bett zu Bett, um sich jedem einzelnen meiner Pfleglinge vorzustellen. Auf dem Weg zur Küche bekam er beim Anblick so vieler Soldaten doch wohl ein wenig Angst, deshalb rief er immer, nachdem er kaum einen Wagen betreten hatte mit lauter Stimme: „Bonjour, mes Camerades." Die deutschen Soldaten waren natürlich zuerst etwas erstaunt, begriffen aber bald den Sachverhalt und begrüßten den Franzmann mit freundlichem Lächeln. Ueberhaupt war das Verhalten unserer Soldaten gegen ihn durchaus kameradschaftlich und freundlich, der Franzose erkannte das auch an und sagte, daß er bis jetzt noch nicht den geringsten Grund gehabt hätte, sich über die Behandlung bei den Deutschen zu beschweren. Einmal lief er sofort auf einen Verwundeten zu, schüttelte ihm die Hand und freute sich wie ein kleines Kind. Es war ein deutscher Unteroffizier, der mit ihm in einem Lazarett zusammen gelegen hatte. Als wir dann am Rhein entlang fuhren, gestattete ich ihm, auf der Plattform meines Wagens zu sitzen. Er war aufs höchste erstaunt, daß alle Felder so gut bestellt waren und die Weinberge noch nicht zerstampft und verwüstet dalagen, wie man in Frankreich allgemein spräche. Am meisten verwunderte er sich jedoch, daß der Mainzer Dom noch völlig unbeschädigt hoch über der Stadt ragte. Nach seiner Meinung wäre Mainz doch schon im August 1914 beschossen worden und als erstes Opfer der Dom in Staub und Asche gesunken. Von der deutschen Bevölkerung bekam er gleichfalls einen guten Eindruck. Ueberall wohin der O 3 kam, winkte alt und jung den heimkehrenden Söhnen zu; alle größeren Bahnhöfe wimmelten von Soldaten und Bürgerlichen. So hatte er sich Deutschland nicht vorgestellt. Bei der Rückkehr in seinen Heimatsort nach dem Frieden wird er viel erzählen können.

Ganz anders zeigten sich die Engländer, von denen wir in unserem Zuge mehr beförderten als von den Fran-

Digitized by Google

zosen. Sie waren durchweg verschlossen und unzugänglich, zum Teil sogar übermütig und anmaßend. Ein mit ihnen vollbelegter Wagen bedeutete für den betreffenden Pfleger eine nicht leichte und nicht angenehme Aufgabe. Fast alle erachteten es als selbstverständlich, daß englisch mit ihnen gesprochen würde und unterließen oder beschränkten es auf das allernotwendigste, sich durch Zeichen oder sonstwie mit dem Pfleger verständlich zu machen. Manchmal konnte man das Verhalten nur als „gemein" bezeichnen. Dafür ein Beispiel. „Finish" war das einzige Wort, das bei einem gewissen Vorgang laut wurde, aber nicht vorher, sondern nachher! Kam dann der Pfleger, so konnte er zu seiner unangenehmen Ueberraschung feststellen, daß die Bescheerung schon im Bett lag. Es ist das nicht einmal, sondern mehr als ein Dutzendmal geschehen, mehrfach gerade dann, wenn das Essen ausgeteilt wurde. — Indessen keine Regel ohne Ausnahme.

Das war ein nur leicht verwundeter, gehfähiger Schottländer. In seinem merkwürdigen Anzug: „schottisch kariertes" Röckchen, nackte Beine, Wadenstrümpfe mit roter Quaste, dazu die unvermeidliche Shagpfeife im Mundwinkel, erregte er allgemeine Aufmerksamkeit und nicht geringe Heiterkeit. Mit seinem nur wenig englisch sprechenden Pfleger suchte er sich durch alle möglichen Zeichen in Verkehr zu bringen und sich über die verschiedensten Dinge zu unterhalten. Er war sehr wißbegierig. Als der Pfleger abends den neuen deutschen Tagesbericht erhielt, bat er um dessen Uebersetzung, sie gelang mühsam. Im Anschluß daran schilderte er die englischen Stellungen an der Somme. Ueber manches, wovon er vorher eine irrige Meinung hatte, klärte ihn der Pfleger auf; so hielt er in Aachen die den Bahnhof bewachenden Landstürmer in ihren Tschakos für Oesterreicher.

Die Pfleger sehen auf allen ihren Fahrten regelmäßig die schwersten Verwundungen unserer Soldaten, und das Gefühl der Erbitterung gegen die Urheber, das jeder Deutsche hegt, bleibt nicht nur gleichmäßig lebhaft, sondern wird noch verstärkt. Kommt nun aber ein Angehöriger des feindlichen

Digitized by Google

Heeres verwundet in ihre Obhut, so drängen sie — ich kann das mit vollem Recht von jedem Pfleger ohne Ausnahme sagen — diese Regung zurück und handeln eingedenk des 1. Artikels des Genfer Abkommens von 1906:

Militärpersonen und andere den Heeren dienstlich beigegebene Personen, die verwundet oder krank sind, sollen ohne Unterschied der Staatsangehörigkeit von der Kriegspartei, in deren Händen sie sich befinden, geachtet und versorgt werden.

Digitized by Google

15. Ein Morgenspaziergang an der Sambre.

Ein Ruhetag in unserem Abstellorte Marchienne war uns heute beschieden, er sollte eingeleitet werden durch eine stille Morgenwanderung stromaufwärts am lieblichen Ufer der Sambre.

Früh erhebe ich mich von meinem Lager, verzehre rasch bei einer Tasse des gerade fertig gewordenen Kaffees mein Mus-Brot und mache mich auf den Weg. Dichter Herbstnebel lagert auf der Landschaft. Sie ist im allgemeinen flach, und nur hie und da sind in der Ferne schwach sichtbar die Umrisse der großen Hochöfen und mächtigen Schutthalden, die Wahrzeichen der ganzen Gegend. Ich überschreite viele Schienen und eine Eisenbahnbrücke, welch' beides jetzt erlaubt ist, im Frieden aber wahrscheinlich einige Unannehmlichkeiten nach sich ziehen würde, und steige dann einen Stufenweg hinab bis an den Fluß.

Noch ruht tiefer Frieden überall. Ich wandere weiter und habe bald die erste Schleuße hinter mir. Der gut gehaltene Weg führt scharf an dem Flußrand entlang. Zu meiner Linken erheben sich steil abfallende Kalkfelsen von beträchtlicher Höhe, und mehr als einmal frage ich mich, wie viel Zeit wohl die Sambre gebraucht haben mag, diese gewaltigen Felsmassen zu durchnagen. Schon schwirrt hier und da ein Vogel durch die Luft, und ein Fisch schnellt über die Wasserfläche, aber sonst unterbricht nichts die herrliche Ruhe der Natur. Mich von Herzen darüber freuend und die kühle, frische Morgenluft tief einatmend, gehe ich meinen Weg, der nach kurzer Zeit in eine breite Fahrstraße mündet. Von hier an erweitert sich das Tal bedeutend, die Straße führt immer längs des Flusses. Auch der Fluß wird breiter,

Digitized by Google

seine Ränder sind zum Teil sumpfig. In diesem Gelände und auf den angrenzenden Grasflächen bietet sich mir manches Interessante. Selbst dem Laien in der Botanik dürfte es auffallen, wenn er plötzlich ganze Strecken dicht bewachsen erblickt mit einem manneshohen Distelgewächs; es ist eine in Belgien und Nordfrankreich ziemlich viel verbreitete Karden-Art (Dipsacus). Stolz krönt sie die Ufer der Sambre, gleichsam, fast verächtlich auf die zwischendurch stehenden niedrigen Iris- und Läusekraut-Arten herabsehend. Sogar das sonst die Ufer meist bedeckende Schilf wird stellenweise von dieser Pflanze verdrängt.

Der Dunstschleier ist mittlerweile lichter und lichter geworden, und allmählich erscheint in der Ferne das liebliche Dörfchen Landelies. Noch kämpft die Sonne mit dem Nebel, nach einigen Minuten hat sie den Sieg davongetragen, ihre ersten Strahlen brechen hervor und treffen auf das verfärbte Laubwerk der Bäume. Schnell kommt die volle Scheibe hinter einem Hügel zum Vorschein und verwandelt das bis jetzt noch schlafende Tal eigenartig. Ich werde lebhaft an das Theater erinnert; der Vorhand hebt sich, Halbdunkel erfüllt die Bühne und läßt nur schwach erkennen, was diese darstellen soll. Da geht Mond oder Sonne auf, und es kommt Klarheit in die schattenhaften Umrisse. So auch hier in der Wirklichkeit. Nachdem der Nebelvorhang verschwunden, hat plötzlich die ganze Landschaft ausdrucksreiche Farben. Namentlich die verschiedenen Baumarten in ihrem Herbstgewand, von der Frühsonne beschienen, sind herrlich in ihrem Braungold. Wirkungsvoll hebt sich davon das lebhafte Bunt des Anstrichs der Dorfhäuser ab, und das schmucke Weiß der überragenden Kirche paßt vortrefflich dazu. Auch Bewegung kommt jetzt in die Landschaft. Bei einem der ersten Häuser klappert ein grauhaariger Bauer mit seinen Holzschuhen vor dem alten, mit Efeu märchenhaft umwachsenen Backofen herum. Ein kleines Eselsfuhrwerk zieht an mir vorüber, und auf den plumpen, an den Sambre-Ufern liegenden Lastschiffen wird es gleichfalls lebendig. Die Bewohner sind erwacht. Die Männer beginnen mit dem Putzen und Scheuern des Verdecks, die Frauen kochen derweile den Morgenkaffee, und

Digitized by Google

die Kinder füttern die auf fast jedem Schiff gehaltenen Kaninchen. Auf dem gegenüberliegenden Ufer sind in einer Schiffswerft kleiner Ausgabe bereits alle Hände tätig.

Ich wandere unter einer steinernen Eisenbahnbrücke hindurch, die im Anfang des Krieges gesprengt, jetzt durch Eisenkonstruktion wieder gangbar gemacht und erweitert worden ist, und komme hinein nach Landelies. Es macht einen ungemein sauberen Eindruck. Das Dorf und einen darauffolgenden Hohlweg durchschreitend, gelange ich an einen Naturausschnitt, der wiederum durch seine Farben äußerst malerisch wirkt. Die Mitte des Bildes nimmt ein Seitenarm der Sambre ein; wundervoll dunkelgrünes, fast ruhig stehendes Wasser hat er, und hellgrün schwimmen mehrere Teppiche von Wasserlinsen darauf herum. An seinen Rändern steht hohes Schilf, in dem die Frösche ihren Morgengesang anstimmen. Eingerahmt ist das stille, fast wie ein See erscheinende Gewässer von bewaldeten Abhängen, die in ihrer Herbstpracht in der Morgensonne leuchten. Zwischen den bereits zum größten Teil gelbbraun verfärbten Hainbuchensträuchern stehen noch grüne Eichen und zahlreiche, hier wild wachsende Stechpalmen (Ilex), deren rote Beeren sich sehr hübsch von den glänzend-dunkelgrünen Dauerblättern abheben.

Immer weiter führt der Weg an der Sambre entlang. Noch manches schöne Landschaftsbild darf ich genießen, bis das Ziel meines Spazierganges vor mir liegt. Ich gehe über eine Holzbrücke, die in ein Stauwerk eingegliedert ist, auf das andere Ufer des Flusses und kann die Ruinen der ehemaligen Zisterzienser-Abtei von Aulne betreten. Sie sind mir nicht unbekannt, denn schon mehrfach war ich hier. Zuerst an einem sonnigen Tage des lachenden Vorfrühlings, da die Anemonen und Schlüsselblumen zu sehen waren, da die Knospenschuppen der Roßkastanie noch braun schimmerten, da die Kätzchen der Erle (von dem lateinischen Namen dieses Baumes, Alnus, leitet sich wohl der Name Aulne ab) schon gestäubt hatten, die der Weiden noch stäubten, da goldgelb die Blüte der Forsythie und weiß die der frühen Zierkirschen leuchteten. Damals Beginn, jetzt Schluß des Vegetations- (phaenologischen) Jahres!

Digitized by Google

Und ſie kommen, und ſie gehen,
Neuer Frühling, neues Sproſſen,
Und das Blühen und Verwehen
Hält ein ew'ger Ring umſchloſſen.

Gottfried Schwab.

Dieſes Mal benutze ich hauptſächlich die Zeit, um bei dem günſtigen Wetter etliche photographiſche Aufnahmen zu machen. Dann trete ich den Rückweg nach Marchienne an.

Digitized by Google

16. Unsere Arbeit an der Somme.

Wie bei der Champagne-Offensive, so wurden wir auch an der Somme vor neue Verhältnisse gestellt. Der ganze Sanitätsapparat hatte vollauf an der Front zu tun, und durch die ununterbrochenen Kampfhandlungen wurde von ihm Tag und Nacht fast Uebermenschliches verlangt. Auch die Anforderungen an uns wuchsen. Während uns früher die Verwundeten in den Wagen gebracht wurden, so änderte sich das jetzt ganz. Wohl kamen sie noch im Auto und Wagen an den Zug, aber das Ausladen aus diesen, das Heraufheben (oft über 2 Meter hoch) in unsere Krankenwagen, das Ausziehen, das Umbetten mußten wir allein besorgen. Da viele Soldaten wochenlang ihre Kleider nicht gewechselt hatten, waren diese durch Schmutz, Schweiß und Blut zu einer so festen Masse erstarrt, daß man sie nur durch Aufschneiden entfernen konnte. Dazu geschah das Einladen meistens in finsterer, stürmischer Regennacht bei mangelhafter Beleuchtung. Es war zu gewagt, mit einem derart langen Zuge, wie es ein Lazarettzug ist, am Tage geraume Zeit dicht hinter der Front zu verweilen. Hatte doch auch der O 3 die Erfahrung gemacht, daß das Rote Kreuz nicht geachtet wird. Mehrmals bewarfen uns feindliche Flieger mit Bomben, glücklicherweise ohne den beabsichtigten Erfolg. Das Beladen des Zuges dauerte gewöhnlich 10—12 Stunden und noch länger und strengte äußerst an. So war es wirklich erstaunlich, daß die Pfleger, die, nachdem endlich mehr als 300 schwerverwundete Krieger Platz gefunden hatten, todmüde waren, nun noch ihre eigentliche Hauptarbeit, nämlich die Pflege der Verwundeten, tatkräftig und unverdrossen während einer langen Fahrt leisteten und sich nicht von Müdigkeit und Schlaf übermannen ließen.

Digitized by Google

Ablösung gibt es ja nicht. Es wurde an die Leistungsfähigkeit jedes Einzelnen das Höchste gefordert, und jeder Einzelne gab auch sein Letztes hin. Und dazu die schrecklichen Wunden und Verstümmelungen und das Elend, das man zu Gesicht bekam! Trotzdem man doch allmählich schon vieles dieser Art gesehen hatte und glücklicherweise etwas abgestumpft war, ging es mitunter beinahe über die Kraft. „Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an", aber die Pflicht gebot, und es hieß fest bleiben und arbeiten.

Bei einer Fahrt fiel dem O 3 die an Lazarettzüge nicht häufig herantretende Aufgabe zu, einen Hauptverbandplatz (in H.) und eine Verwundetensammelstelle (in B.) zu räumen. Bei einer anderen Fahrt war es ein Feldlazarett (in E.), das entleert werden mußte. Hier gestaltete sich das Einladen noch besonders schwierig. Die ganze Arbeit führten wir wieder allein aus. Zunächst handelte es sich darum, die Verwundeten aus dem Lazarett-Zelt an unseren Zug zu bringen. Auto oder sonst eine Fahrgelegenheit stand nicht zur Verfügung. Also betteten wir die Verwundeten von ihrem Strohlager auf die Bahre und trugen sie an unseren Zug. Der Weg, d. h. es war kein gebahnter Weg, führte über einen Stoppelacker, und der Transport jedes einzelnen Verwundeten erforderte etwa 10 Minuten. Am Zuge wurde dann die weitere Einladearbeit getan.

Mehrfach kam es bei diesen Fahrten vor, daß uns die Armen auf der Bahre starben, bevor sie am Zuge waren. Auch im beladenen Zuge heischte der Tod seine Opfer, bereits kurz vor der Abfahrt und bald nach dieser. Auf der nächsten Station luden wir die Toten aus, ebenso Schwerverwundete, die die Fahrt nicht vertragen konnten. Bei geordneten Verhältnissen treten solche Fälle ja glücklicherweise selten ein, weil nur transportfähige Verwundete in den Lazarettzug kommen oder kommen sollen. Aber wer kann, wenn es sich um derartige eilige Räumungen von Sanitätsplätzen handelt, danach fragen, ob der betreffende Patient transportfähig ist oder nicht. Und wenn der Pa-

Digitized by Google

tient überhaupt noch reden kann, so verlangt er sehnsüchtig weggebracht zu werden.

Noch bei anderen Fahrten während der Sommeschlacht streifte die Hand des Todesengels unseren Zug. So hielten wir eines Abends auf dem Bahnhofe in B. und konnten, weil die Strecke mit Munitions- und Truppenzügen überfüllt war, nicht abfahren. Da ließen innerhalb einer Stunde drei blutjunge Verwundete ihr Leben. Einer verschied, während wir ihm noch eine Kochsalzlösung einführen wollten, der andere wies eine üble Bauchverletzung auf, bei der bereits die Eingeweide herausgetreten waren, der dritte hatte einen Genickschuß erhalten; plötzlich sprang er aus seiner Bettbahre auf und fiel tot zu Boden. Alle drei fanden sie die Erlösung von ihren Leiden, das Vaterland aber war um drei brave hoffnungsvolle Söhne ärmer. — Allmählich brach die Nacht herein, die Geschütze brüllten aus naher Entfernung, und das schwere, am Himmel hängende Gewölk wurde durch das nächtliche Feuerwerk des Krieges taghell erleuchtet. Gegen Mitternacht meldete uns der Leutnant einer Eisenbahn-Kompagnie, daß wir alle Lichter in unserem Zuge soviel wie möglich abblenden sollten, da der Bahnhof schon etwas von einer Granate abbekommen hätte. Wir waren der letzte Lazarettzug, der soweit vorne beladen wurde. Nach 19stündigem Aufenthalt im Feuerbereich der englischen Geschütze fuhren wir aus diesem Orte, den wir wohl sobald nicht wieder schauen werden.

Obwohl von Anfang der großen Sommer-Offensive unserer Gegner im Somme-Gebiet beschäftigt, sahen wir St. Quentin, in dessen Bereich uns ja viele 1915er Fahrten gebracht hatten, erst im Oktober 1916 wieder. Der Zufall wollte, daß es gerade an dem Tage war, an dem wir vor Jahresfrist zum letzten Male dort geweilt hatten. Jetzt begrüßte uns heftiger Kanonendonner, den man damals hier kaum vernahm. Jetzt fuhren wir nicht wie damals in den Bahnhof selbst ein, sondern hielten weiter östlich, wo eine neue große Geleisanlage mit einer neuen Rampe entstanden war. In den Straßen herrschte ein noch viel bewegteres, kriegerisches Leben als damals. Aber immer

Digitized by Google

noch überragt die oft in den Zeitungen als zertrümmert geschilderte Kathedrale majestätisch die Häusermassen; ob sie wohl den Krieg überdauern wird?

Digitized by Google

17. Schicksal.

Elf schwerverwundete Soldaten lagen schon in meinem Wagen, nur die 12. Bahre harrte noch des Patienten, der dafür bestimmt war. Unter dem Roten Kreuz fühlten sich alle geborgen. Die Hoffnung, wieder nach Deutschland zu kommen, mit ihren Augen die so lang entbehrte Heimat wiederzuschauen, ließ bei fast allen für einen Augenblick die Schmerzen vergessen. Einer erzählte von Weib und Kind, die er seit 14 Monaten nicht gesehen; den anderen, einen jungen Kriegsfreiwilligen von knapp 17½ Jahren, dem ein Granatsplitter ein Bein abgerissen hatte, erwartete ein einsames Mütterlein, dessen Ernährer er hätte werden sollen — ratlos blickte er nun in die Zukunft. Aber so schlimm auch die Sorgen und Schmerzen waren, ein Gedanke rang sich immer wieder durch: „Es geht nach Deutschland, für das wir gestritten und geblutet haben." Und ein seliges Lächeln glitt über die bleichen, müden Gesichter, ein freudiger Glanz schimmerte in den eingefallenen Augen der einzelnen. Um die Zeit etwas zu verkürzen, las ich ihnen einige Gedichte vor oder erzählte ihnen, was sie sich immer und immer wieder wünschten, wie es in der Heimat aussehe, ob man zu Hause etwas vom Krieg merke usw.

Nicht lange dauerte es, als auch schon ein lebhaftes, beinahe lustiges Gespräch im Gange war. Gar manch einer wußte ein humorvolles Erlebnis von der Front zu erzählen, und mehr als einmal schallte lautes Lachen durch den Krankenwagen. Plötzlich jedoch wurde es totenstill; der Erzähler verstummte jäh, die heiteren Gesichter wurden tiefernst, — der Patient für die 12. Bahre wurde hereingetragen. Nur mit einem Hemd bekleidet, den ganzen Kopf

Digitized by Google

in einem blutigen Verband, lag er langgestreckt auf der Tragbahre. Ein Sanitäter flüsterte mir zu: „blind" und gab mir die Krankengeschichte, die der Verwundete aus dem Feldlazarett mitgebracht hatte. Ich gebe einen Auszug hieraus wörtlich wieder: „Grenadier Wilhelm Harnick*), von Beruf Landwirt, stand bei einem friesischen Regiment. Am 31. Oktober durch Handgranate verwundet. Vorgeschichte: nicht zu ermitteln wegen völliger Bewußtlosigkeit. Befund: Zertrümmerung der Stirn und des Nasenbeins mit Einschluß der linken Augenhöhle. Ueber dieser herausquellende Gehirnmasse. 2. November: Angehörige benachrichtigt. 3. November: Bewußtsein dauernd getrübt. 4. November: Als völlig auf beiden Augen erblindet dem Lazarettzug zum Abtransport nach Deutschland überwiesen."

Der Verlust des Augenlichts ist für den Menschen ein schreckliches Schicksal. Und dieser arme Grenadier war erst 19 Jahre alt! Auf den ersten Ruf seines Kaisers verließ er das Elternhaus, um ein Jahr später als Blinder deutschen Boden wieder zu betreten.

Mit Tränen in den Augen beantwortete ich ihm in der stockfinsteren Nacht seine Frage: „Kamerad, ist es eigentlich schon lange Tag?" Sein einziger Wunsch sei, ihm das doch mitzuteilen, da er mich um einen großen Gefallen bitten wolle.

Als es nach einigen Stunden endlich zu dämmern begann und die Sonne allmählich emporstieg, sagte ich ihm, daß nun der Tag angebrochen sei und er mir seine Bitte vortragen möge. Mit seinen tastenden Händen suchte er hierauf lange in dem zusammengeknoteten, roten Taschentuch, in dem sein ganzes Hab und Gut eingewickelt war, bis er endlich einen stark zerknitterten, noch ungeöffneten Brief daraus hervorholte. Diesen Brief, den er im Schützengraben kurz nach seiner Verwundung erhalten hatte, sollte ich ihm vorlesen. Er kam von seiner Braut und lautete (wörtlich):

*) Die Namen der Personen sind geändert.

Digitized by Google

27. Oktober 1915.

„Mein lieber Schatzt Wilhelm!

Ich sage meinen herzlichen Dank für Deine liebe Geburtstagskarte, die ich heute erhalten habe. Lieber Wilhelm, ich habe bis jetzt Deine Post bei guter Gesundheit erhalten. Wir haben uns alle viel zu Deiner Karte gefreut, so hübsch wie sie war. Lieber süßer Schatzt, ich habe Deinen Bruder Karl schon mehrmals gesehen und mit ihm gesprochen und habe ich schon immer nach Dir gefragt, vorher als wir beide noch nicht untereinander schrieben. Lieber Wilhelm, ich habe für Anna Schaubenbecker genäht und als ich ihr das Zeug hinbrachte, da haben sie gesagt, daß Du gut warst und sagten, einen besseren Mann könnte sich nicht finden für mich als Du, denn Du warst immer lustig und vergnügt. Ich sage immer, ich hätte Dir leider noch nicht zum Mann und Franz Schaubenecker sagte, wenn Du man erst mal mit den Militärjahren durch wärst, dann käme alles schon nach.

Lieber, süßer Wilhelm, wenn doch nun mann der Krieg vorbei wäre, das ihr erst wieder zur Heimat kehren könnt. Dann wollten wir aber feiern, wenn mein lieber Vater und meine Brüder und Du auch hier bist. Lieber Wilhelm, Deine lieben Eltern und Geschwister kommen dann zur Bahn und holen Dir ab. Aber meine Großmutter kann ihren einzigen Sohn nicht abholen, für die sieht es denn sehr schlecht aus. Lieber Schatzt, jetzt will ich schließen und hoffe, das Dir mein Brief bei guter Gesundheit antrifft.

Viele Grüße und Küsse von Deiner geliebten Braut."

•

Unsere Fahrt ging damals nach Thüringen. Der Zug kam zur Reparatur in eine Eisenbahnwerkstätte, und die Mannschaft erhielt deshalb Heimatsurlaub. An einem wunderschönen Sonntag kamen wir wieder zurück. Als ich frühmorgens aus dem Bahnhof der kleinen Residenz heraustrete, klingt mir gedämpfter Trommelwirbel entgegen. Es naht ein militärischer Trauerzug. Der Sarg ist ärmlich

Digitized by Google

und hat als einzigen Schmuck einen kleinen Strauß Feldblumen. Mehrere Verwundete begleiten ihren verstorbenen Kameraden auf seinem letzten Gang. Ich frug einen, wer es sei, und die Antwort lautete: „Grenadier Harnick!“ — Ist dies nun Zufall, daß ich gerade des Weges kommen mußte! Ich, der ihn nach Deutschland brachte, zu seiner baldigen Genesung, wie er bestimmt glaubte. Als letzter schloß ich mich dem Kondukt an, der zum Bahnhof führte, von wo die Leiche nach ihrem Heimatsort überführt werden sollte. „Lieber Wilhelm, Deine lieben Eltern und Geschwister kommen dann zur Bahn und holen Dich ab.“

Armer, armer Harnick! Wieviel Träume gingen mit dir ins Grab? Wieviel selige Hoffnungen? Du solltest deine Heimat, die dir so sehr am Herzen lag, nicht wiedersehen.

Als ich dir einen „so großen Freundschaftsdienst“ leistete, indem ich dir den Brief deiner Braut zweimal hintereinander vorlas, da dachte ich nicht daran, dir eine Woche später die letzte Ehre zu erweisen. Die Blumen, die mir liebe Menschen von zu Hause beim Abschied in die Hand gedrückt hatten, gab ich dir mit auf deine letzte Fahrt. Als der Wagen aus der Halle fuhr, krachten drei Gewehrsalven, und die Musik spielte in den Sonntagmorgen hinaus:

„Jesus meine Zuversicht.“

Digitized by Google

18. Ein Brief nach Hause.

Nacht vom . . Juli 1916.

Liebe Eltern!

Augenblicklich sitze ich im mittleren Mannschaftswagen, der auch mit elf Mann belegt ist, und den ich zu versehen habe, da der ganze Zug wieder stark überladen ist. Meine hauptsächlichsten Arbeiten habe ich hinter mir und blicke nun abermals auf einen an Ereignissen reichen Tag zurück, wie wir sie allerdings in letzter Zeit während der großen englischen Offensive schon öfters hatten.

Um 10 Uhr abends kamen wir in L. C. an. Da jeden Augenblick weitergefahren werden konnte, legte sich alles mit den Kleidern auf's Bett. Die Nacht verging aber ohne Störung. Morgens konnte ich noch an meinen Listen schreiben und sogar Apothekerrevision konnte abgehalten werden. Während der Mittagsessensstunde wurde neben unserem Zuge ein Transport Schweine ausgeladen. Ein Mitglied dieser Gesellschaft, gut gemästet, hatte nun ein Hinterbein gebrochen und konnte nicht mehr vorwärts. Es wurde in Erwägung gezogen, ob unser Zug es nicht etwa kaufen und schlachten sollte. Schneller als man dachte, waren die notwendigen Formalitäten erledigt, und die 220 Pfd. schwere Sau konnte zur Schlachtbank geführt werden. Für einige Zeit übte der eine unserer Köche seinen Zivilberuf aus und besorgte die Metzgerei, die auch für mich als Stadtkind neu war; Dr. X. photographierte andauernd die Handlung. Gerade war das Zerteilen des Schweines zu Ende, als sich bereits der Zug in Bewegung setzte, und zwar zur Fahrt über C. nach V. So wurde die Freude über das erste Schlachtfest auf dem Zuge rasch unterbrochen.

Digitized by Google

In H., wo wir länger hielten, hörte man stark das Artilleriefeuer. Neben unserem Zug kam gerade ein von vorn kommender Zug zu stehen, auf dem ein zerstörtes französisches und deutsches Flugzeug lagen. Das französische, erst heute morgen abgeschossen, war von Kugeln völlig durchsiebt, das deutsche wies nur leichtere Verletzungen auf. Eisenbahner sagten, daß täglich Flieger kämen und daß manche abgeschossen würden. Um 8 Uhr abends erreichen wir endlich V. Auf die Autos müssen wir einige Zeit warten, da sie die Verwundeten unmittelbar von der Front bringen. Weiter als bis V. können eben keine Züge mehr fahren, da bis B., . . Kilometer westlich, hineingeschossen wird, und hier deshalb die Lazarette leer sind. An dem sich aufklärenden Abendhimmel sieht man viele feindliche Flieger, Eindecker und Doppeldecker, von uns stark beschossen und von einem gerade in der Nähe aufsteigenden Kampfgeschwader von 6 Apparaten verfolgt. Sehr interessant ist es, die lebhafte Beschießung eines feindlichen Luftschiffes zu verfolgen, genau zu beobachten allerdings nur mit einem guten Glas. Auch freundliche und feindliche Fesselballons sieht man wieder in Menge. Ich verfolge gerade den Kampf zweier Flugzeuge, da kommen die ersten Autos mit Verwundeten heran.

Sofort geht die Arbeit los. Kaum sind die ersten zwanzig eingeladen, beginnen die unangenehmen Blutungen, und gleich muß mit dem Neuverbinden angefangen werden. Ich bekam keine ganz besonders schweren Fälle, obwohl auch alle Leute liegen und niemand gehfähig ist. Mit Eintritt der Dunkelheit erscheint der Himmel wie ein förmliches Feuermeer in Richtung B. bis B. Leuchtrakete auf Leuchtrakete saust von den Schützengräben aus in die Luft und erhellt die Landschaft und die dicke, darauf lastende Wolkenschicht. Und wenig Zeit nachher erfolgen an den vorher beleuchteten Stellen gewaltige Donnerschläge, ein kurzer Lichtstrahl am Himmel, und deutlich hört man das Einschlagen der Granaten. Auf einmal ganz in unserer Nähe ein lauter Knall, noch einer und noch einer. Schon wieder hat sich so eine verdammte „Müde" ihren Weg

Digitized by Google

zu uns gebahnt und will uns mit ihren Bömbchen beglücken. Sogleich erfolgt der Befehl „Alle Lichter aus, Laden unterbrechen" — stehen wir doch an demselben Orte, wo der .. Lazarettzug seinen Treff erhalten hatte. Aber die Gefahr geht gut vorüber, und das Einladen erfolgt weiter, bis ½3 Uhr morgens. Sämtliche Verwundete kommen nur mit dem ersten Notverband, sie sind vor kaum drei Stunden erst verwundet worden. Gar manchem muß ich Hose, Rock und Stiefel aufschneiden, damit ich ihn überhaupt richtig ins Bett legen kann. Während einer solchen Beschäftigung werde ich plötzlich in den Wagen .. gerufen zu einem Schwerverwundeten. Als ich hingeeilt bin, ist der Betreffende bereits gestorben. Selbst auf dem Boden und dem Tische im großen Mannschaftswagen liegen diesmal Verwundete, so daß wir im ganzen die bis jetzt höchste Zahl an Verwundeten haben, nämlich 348.

Dies ein flüchtiges Bild, wie es bei uns während der Offensive zugeht, und was man erlebt. Aber alles erträgt und verträgt man mit unglaublicher Ruhe. — So habt Ihr auch mal einen etwas kriegerischen Brief. Ich schreibe ihn hauptsächlich, um mich wach zu halten. Nun ist es mittlerweile 4 Uhr geworden und die kritische Zeit überwunden, denn der grauende Morgen verdrängt schon sichtlich die allmählich klar gewordene Mondnacht.

Mit herzlichen Grüßen

Alfred.

Digitized by Google

19. Dicht hinter der Offensivfront im Westen
(August-September 1916).

Um die Mittagszeit erreichen wir mit unserem Lazarettzug die Feldlazarette der Hauptsammelstelle B . . An großen, mit grünen Zweigen gut maskierten Zelten, (Munitionslager) vorbei, durchfahren wir den kleinen Bahnhof, auf dem gerade unter den Klängen der Musik Truppen in die Stellung ausrücken. Etwas abseits vom Bahnhofsgebäude lagern die Reste eines soeben aus heißem Kampf zurückgekommenen Bataillons. Von oben bis unten mit Staub bedeckt und todmüde ruhen die tapferen Streiter neben den zusammengesetzten Gewehren und den dabei liegenden Stahlhelmen und warten, bis aus den dampfenden Feldküchen das Essen verabreicht werden kann. Wir haben später als die Franzosen und Engländer die Stahlhelme eingeführt, unsere Soldaten sind alle darüber einig, daß sie sich ganz ausgezeichnet bewährt und besonders durch den guten Nackenschutz schon vielen das Leben gerettet haben; nicht zu nahe explodierende Schrapnells halten sie z. B. glänzend ab.

An dem erst kürzlich hergerichteten Ladeplatz angekommen, halten wir gerade neben einer nach der Front führenden Hauptstraße. Der Aufenthalt zieht sich etwas in die Länge, und so haben wir den ganzen Nachmittag reichlich Gelegenheit, vielseitiges, kriegerisches Leben und Treiben zu sehen.

Ohne Unterbrechung fahren Feldpostautos und leere Sanitätsautos auf der Straße nach der Front zu, lange Züge von Munitions- und Proviantkolonnen ziehen vorbei, von ferne einer langsam kriechenden Schlange gleichend. Während die Munitions- und Proviantwagen leer zurückkommen, kehren die Sanitätsautos leider nur zu sehr gefüllt wieder. Sie bergen meist Schwerverwundete. Die Zahl der

Digitized by Google

Autos reicht jetzt zur Zeit der großen Offensive nicht für die leichter Verwundeten, und diese müssen größtenteils den langen Weg zu Fuß zurücklegen. In ganzen Scharen kommen sie die Landstraße dahergegangen oder sagen wir besser geschlichen; denn gar viele müssen sich gegenseitig stützen, nur um überhaupt mühsam vorwärts zu gelangen. Barhaupt oder mit verbundenem Kopfe, die Uniform mit Blut über und über bespritzt, je nach der Verwundung den Aermel abgeschnitten oder das Hosenbein aufgeschlitzt, worunter der schon längst wieder durchgeblutete erste Notverband heraussieht, andere mit verbundenem Fuß am Stock humpelnd —, das ist so die äußere Erscheinung dieser Armen. Aber nicht nur verwundete Soldaten, auch „verwundetes" Kriegsmaterial wird massenhaft von der Front nach hinten geschafft. Es rollen leicht- und schwerbeschädigte Geschütze mancherlei Kalibers an uns vorbei. Bei den einen fehlt ein Stück Rohrlauf, bei den anderen ist die Lafette entzwei oder vollständig abgeschossen, wieder bei einem anderen ist die Hälfte der Räder weggerissen. Auch Protzen, die einen Volltreffer erhalten haben, und zerschossene Maschinengewehre sieht man. Es erweckt doch recht traurige Gefühle, dauernd unser beschädigtes Menschen- und Kriegsmaterial an sich vorbeiziehen zu sehen. Um so mehr Genugtuung bietet deshalb der Anblick eines Trupps frisch gefangener Engländer, die auch auf der Straße an unserem Zug vorbeigeführt werden. Es sind stämmige, noch junge Kerls und zwar, wie sich im Gespräch herausstellt, Australier. Gekleidet sind sie in die übliche sandgelbe Uniform, den Kopf bedeckt der Stahlhelm. Auf dem rechten Oberarm tragen sie ihr Regimentsabzeichen, ein schwarzrotes Trapez, unter diesem verschiedene Winkel, den Dienstgrad anzeigend. Diese Gefangenen werden durch denjenigen geführt, der am Morgen das Glück gehabt hat, sie zu fangen. Der Begleiter ist natürlich nicht wenig stolz auf seine Beute, aber auch die Gefangenen sind froh, der mörderischen Hölle von T . . . auf eine so gute Art entronnen zu sein.

Das andauernd wütende Bellen der Geschütze, das unser Einladen schon den ganzen Mittag begleitet, erhöht sich gegen

Digitized by Google

5 Uhr plötzlich bis zum Trommelfeuer, wodurch der ganze Boden heftig erzittert. Nach SW. zu hinter einem nicht allzuweit von unserem Einladeorte entfernten Wäldchen sind schon die ersten deutschen Batteriestellungen, und die dort befindlichen Fesselballons werden durch heftigen Westwind tüchtig hin und her gepeitscht. Mit bloßem Auge kann ich neun Stück wahrnehmen, zähle aber mit dem Fernglas alsbald noch weitere zwanzig. Durch das klare, wenn auch windige Wetter ist sowohl die feindliche, wie auch unsere Fliegertätigkeit sehr lebhaft, und mehrere Luftkämpfe zwischen Ein- und Zweideckern sind deutlich zu beobachten.

Auf einer Seite unseres Zuges ist mittlerweile eine Eisenbahnbaukompagnie emsig damit beschäftigt, eine Feldbahn zu legen. Mitten durch die fruchtbaren, mit üppigem Weizen bebauten Felder muß der Weg gebahnt werden. Ebenso ist auch eine Telegraphenabteilung bei der Arbeit, eine Telephonleitung und zwar die einzige, durch die die Herresgruppe A . . . ihre rückwärtige Verbindung aufrecht erhält, zu ergänzen.

Selbst auf den reifen, dieses Jahr so schön stehenden Kornfeldern findet man friedliche und kriegerische Bilder nebeneinander. Die schnaubenden Dreschmaschinen schaffen fieberhaft, um das Korn möglichst schnell zu dreschen, zu welcher Arbeit dort noch wohnhafte, französische weibliche Bevölkerung mit herangezogen wird. Solange aber das geschnittene Korn noch auf den Feldern sitzt, wird auch dieses zu kriegerischen Zwecken verwendet. Von meinem Wagen aus kann ich gerade beobachten, wie Soldaten Fliegerabwehrkanonen unter Kornhaufen vermummen. Blicke ich auf der anderen Seite meines Wagens heraus, so sehe ich, wie an einer unserem Zug gegenüberliegenden Rampe ein soeben angekommener Pferdetransport ausgeladen wird. An einem schnell hergerichteten Geländer und an in die Erde gerammten Pflöcken werden die Tiere in einer Reihe angebunden und bekommen Wasser und Futter, während sich die Begleitmannschaften in ihrer mitgeführten Feldküche eine kräftige Suppe brauen.

Digitized by Google

Verwundetensammelstelle

Einladen in L.

Digitized by Google

Unser Einladen geht ständig weiter, plötzlich gibt es ein Stocken, und die Blicke aller richten sich nach der Straße. Schnell fliegen von Mund zu Mund die Worte: „Die 42er kommen." Schon längere Zeit hat man das ferne Rasseln schwerer Autos vernommen. Auf riesigen, besonders stark gebauten Wagen, die kräftige, mit Holzplatten umgebene Räder haben, kommen diese Ungetüme daher. Viele derartige Riesenautos werden benötigt, um eine einzige „dicke Berta" mit ihrem Zubehör zu befördern. Obwohl alles sorgfältig unter Tuch verstaut und mit Zweigen maskiert ist, kann man doch auf einem Auto die ungewöhnlich große Lafette erkennen; auf einem zweiten Auto liegt das ungeheure Rohr, ebenso gut verschleiert, so daß sich seine Umrisse nur ganz undeutlich abheben.

Eine kurze Pause — mit Eifer geht es weiter beim Einladen, das mit Eintritt der Dunkelheit beendet ist. Bot uns der heutige Tag schon durch die „Dicke Berta" Außergewöhnliches, so sollten wir kurz vor der Abfahrt aus der Sammelstelle noch etwas Neues sehen. Daß sich der Himmel mit Eintritt der Dunkelheit in ein großes Feuermeer verwandelt, Leuchtrakete auf Leuchtrakete in die Luft steigt, Wurfmine auf Wurfmine nach hüben und drüben hüpft, war uns kein fremder Anblick mehr. Zum ersten Male aber können wir heute (mit dem Fernglas) deutlich am Horizont das Einschlagen von Granaten gewahren, zuweilen sogar das Pfeifen der Geschosse hören. Die Front hat sich eben mehr nach Osten verschoben. Man merkt das auch daran, daß die Fesselballons größer erscheinen und daß man von unserem Einladeorte aus mehrfach das Füllen sehr gut beobachten kann. Plötzlich entdeckte ich in SW. eine große, weißgraue Rauchwolke, die an Ausdehnung und Größe rasend schnell zunimmt. Mit dem Fernglase sehe ich deutlich puffartige Explosionen und auffallend vieles Losgehen von Leuchtraketen usw. Zweifellos hat ein Volltreffer ein Munitionslager und Raketendepot getroffen und entzündet.

Gerade suche ich den Horizont noch weiter ab und bin versunken in den prächtigen Anblick des schaurig-schönen

Digitized by Google

Kriegsfeuerwerks, als sich unser Zug in Bewegung setzt. Beim Durchfahren des Bahnhofs schaue ich nochmals zum Wagen hinaus, der Bahnhof ist wiederum mit Truppen überfüllt, die wohl gerade erst angelangt sind. Dann aber lenkt mich nichts mehr von meinen Pflegebefohlenen ab.

Digitized by Google

20. Im Dienste des Roten Kreuzes.

Wohl niemand hat vor diesem Krieg gedacht, daß das Rote Kreuz und die in seinem Zeichen stehende Tätigkeit einmal zu solcher Ausdehnung gelangen könne, wie es jetzt der Fall ist. Es gehört ebenso zum Krieg wie Gewehre und Geschütze. Viele, viele Tausende von Menschen haben seinen Segen empfunden. Immerhin hört man noch manchmal geringschätzige Urteile, bald über diesen, bald über jenen Zweig seines Wirkens. Ob die Leute, die so reden, wohl eine richtige Vorstellung davon haben, was alles zu leisten ist.

Auch über den Dienst in einem Lazarettzuge herrschen noch vielfach nicht zutreffende Ansichten, und manche glauben, es sei hierbei nicht gerade viel Anstrengendes zu schaffen. Unbedingt müssen und sollen die angenehmen Seiten sehr hoch angeschlagen werden. Man ist im allgemeinen, wenn der Zug nicht gerade dicht hinter der Front weilt und wenn man von Fliegerbomben absieht, bewahrt vor feindlichen Geschossen. Man hat sein Dach über dem Haupt, man hat sein nahrhaftes, bekömmliches Essen und sein gutes Lager, man kommt weit herum und sieht viel, man hat zuweilen dienstfrei und Urlaub. Daß aber auch Arbeit, sehr ernste, aufreibende Arbeit vorhanden ist, das hat wohl mehr als einer der vorstehenden Aufsätze dargelegt. Schon die Fußböden zu schruppen, Wände zu scheuern, Fenster zu putzen, Matratzen zu klopfen, Geschirre aller Art zu reinigen, — alles regelmäßige Arbeiten im Zuge — würden die meisten der Pfleger zu Hause nie tun; es ist vordem auch nie von ihnen verlangt worden. Wie sich der eigentliche Pflegerdienst im beladenen Zug gestaltet, sei etwas näher geschildert.

Digitized by Google

man bemüht, die Verwundeten und Kranken soviel als möglich, in ihrer Gewohnheit zu lassen. Sie erhalten dieselben Medikamente, die sie in den Lazaretten draußen bekommen haben. Auf ärztliche Verordnung hin liefert diese die Zugapotheke, die sich als reichhaltig genug erwiesen hat, um allen Anforderungen zu genügen. Pfleger und Schwestern nehmen die fertigen Arzneimittel oder die vom Apotheker erst hergestellten Rezepte in Empfang.

Der Tag vergeht rasch bei der geregelten Arbeit; auch an ungeregelter, verursacht durch die natürlichen Bedürfnisse der Verwundeten und Kranken, fehlt es nicht. Die Nacht kommt herbei. Abgelöst wird der Pfleger nicht, schlafen darf er nicht. Zum Ausruhen steht ihm ein Liegestuhl zur Verfügung, aber zur Ruhe lassen ihn die Patienten meist nicht viel kommen — das Maximum der in einer Nacht in meinem Wagen gereichten Bettpfannen betrug 30! Liegen in dem engen Raum eines Wagens 12 Schwerverwundete mit durcheiternden Verbänden von Bauch-, Brust-, Beckenschüssen, so ist es natürlich, daß schon bei Tage kein guter Geruch herrscht. Während der Nacht kann bei kaltem Wetter, also hauptsächlich im Winter, meist nur in geringem Maße gelüftet werden, und der üble Geruch macht sich viel stärker und unangenehmer bemerkbar. Wenn nun noch unter den Patienten einer oder gar mehr als einer ist, der alles unter sich gehen läßt, dann wird die Luft geradezu schauderhaft atemberaubend und beeinträchtigt auch bei den übrigen Verwundeten den Schlaf. In dieser Atmosphäre muß der Pfleger aushalten; der Aufenthalt auf der Plattform ist ihm, laut Vorschrift, untersagt. Dazu kommen noch die durch die furchtbaren Artillerie-Geschosse und Handgranaten verursachten, ungeheueren Schmerzen, unter denen selbst die Geduldigsten ein Jammern und Klagen nicht verbeißen können, vielfach gerade nachdem die Morphiumeinspritzung nach einigen Stunden ihre wohltätige Eigenschaft verloren hat. Da vergeht dem Pfleger der Schlaf. Oft wird er auch erschreckt durch die lauten Träume der Verwundeten. Die Mehrzahl, übermüdet durch die entsetzlichen Strapazen und Entbehrungen, schläft recht gut im fahrenden Zug. Aber die stark mit-

Digitized by Google

genommenen Nerven arbeiten im Schlaf lebhaft weiter. Viele sehen sich noch im Schützengraben, mitten unter ihren Kameraden bei einem Sturmangriff; einzelne Worte rufen sie laut, so: „Drauf, auf die Hunde!“ oder „Achtung, Achtung, sie kommen! Maschinengewehre herbei!“ oder „Platz, Platz, ich schieße!“ oder „Vorsicht, spanische Reiter!“

Daß am Ende einer langen Fahrt viele Pfleger erschöpft sind, darf nicht wundernehmen. Etwas Erholung ist ihnen daher nicht nur zu gönnen, sondern für sie geradezu notwendig. Gar mancher Pfleger hat bereits nach wenigen Fahrten gemerkt, daß er den an ihn gestellten Aufgaben nicht gewachsen war, und selbst um seine Ablösung gebeten. Nicht zu vergessen ist auch die hier wie in jedem Lazarett drohende Gefahr, durch Ansteckung den Keim gefährlicher Krankheiten aufzunehmen. Der Typhus z. B. hat sich in den Reihen der Pfleger schon wiederholt Opfer gesucht.

Unter allen Umständen haben die in der Krankenpflege des Roten Kreuzes Arbeitenden, Aerzte, Schwestern und Pfleger auch Anspruch auf einen Teil der Anerkennung und Dankbarkeit, die unseren tapferen Feldgrauen in so reichstem Maße gebührt.

Digitized by Google

Rückblick.

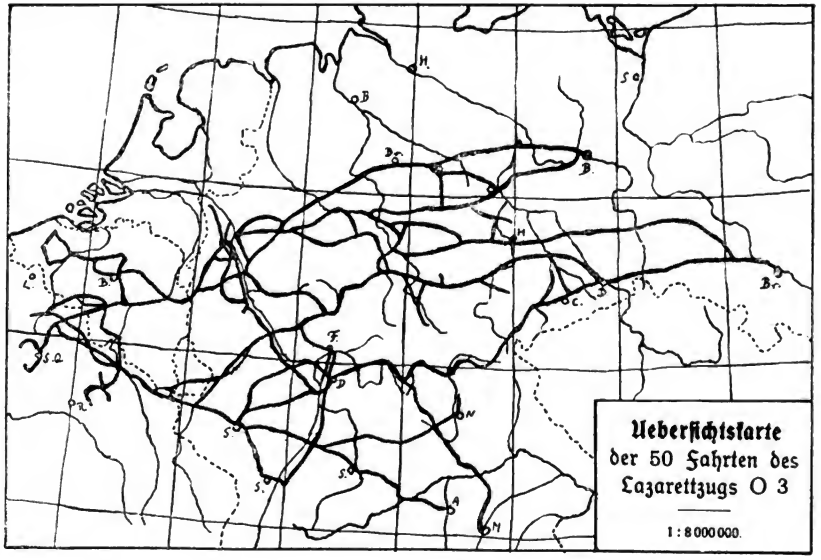
Als der Lazarettzug O 3 im Februar 1915 seinem Heimatsort Darmstadt zum ersten Male verließ, da waren viele Leute der Meinung, daß diesem Zuge, der verhältnismäßig spät ausgerüstet wurde, keine lange Arbeitstätigkeit bevorstehe. Und nun — nun hat der O 3 schon ein halbes Hundert Fahrten hinter sich. Die Notwendigkeit hat es verlangt.

Mit einem berechtigten Gefühl innerer Befriedigung, ja mit ernstem Stolze kann die ganze Mannschaft auf die arbeitsreiche Vergangenheit blicken, und das gleiche Gefühl darf und wird beseelen auch die Stifter des Zuges und alle, die an seinem Zustandekommen beteiligt waren. Hat doch der O 3 auf seinen 50 Fahrten, auf denen eine Strecke fast doppelt so lang wie der Aequator durchfahren worden ist, mehr als ein Dutzend tausend unserer Verwundeten und Kranken in die Heimat befördert.

Wer weiß, wie viele Fahrten noch gemacht werden müssen? Wir wollen alle hoffen, daß die letzte nicht mehr allzu lange auf sich warten lasse.

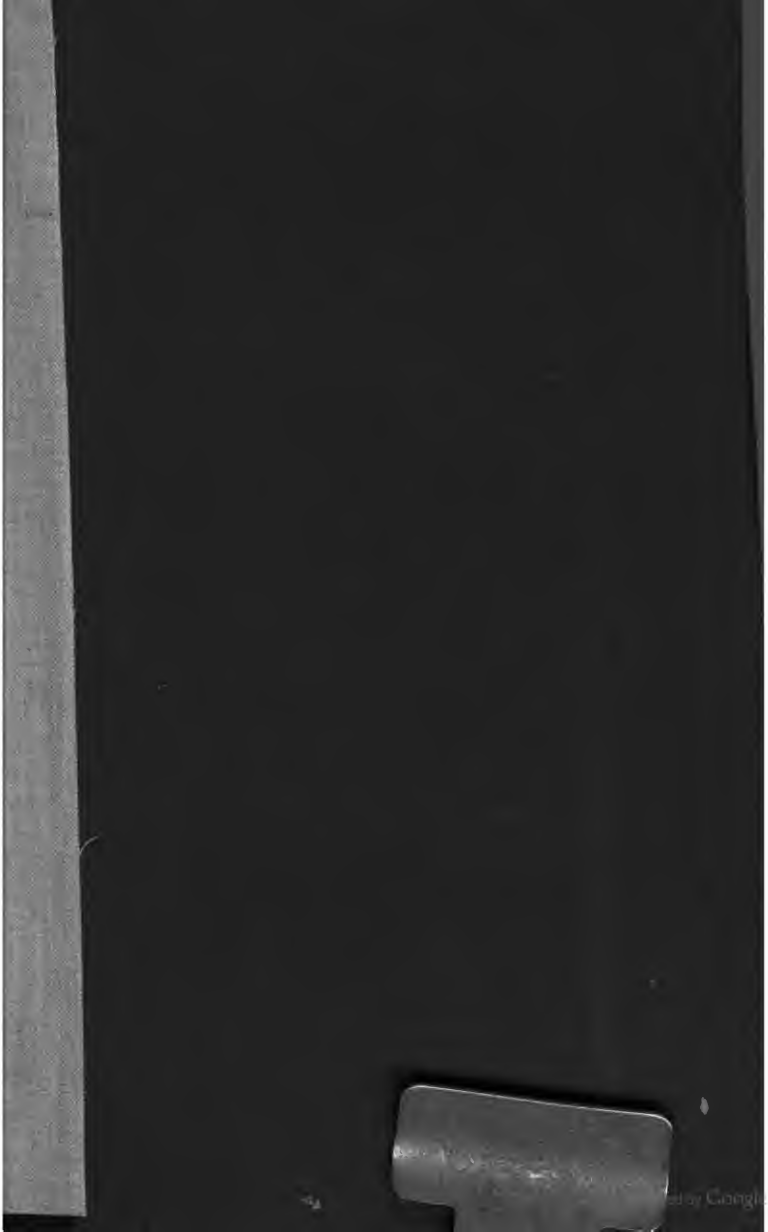
Im Druck vollendet Ende Juni 1917.

Digitized by Google



Digitized by Google

Princeton University Library
32101 062168024



Digitized by Google